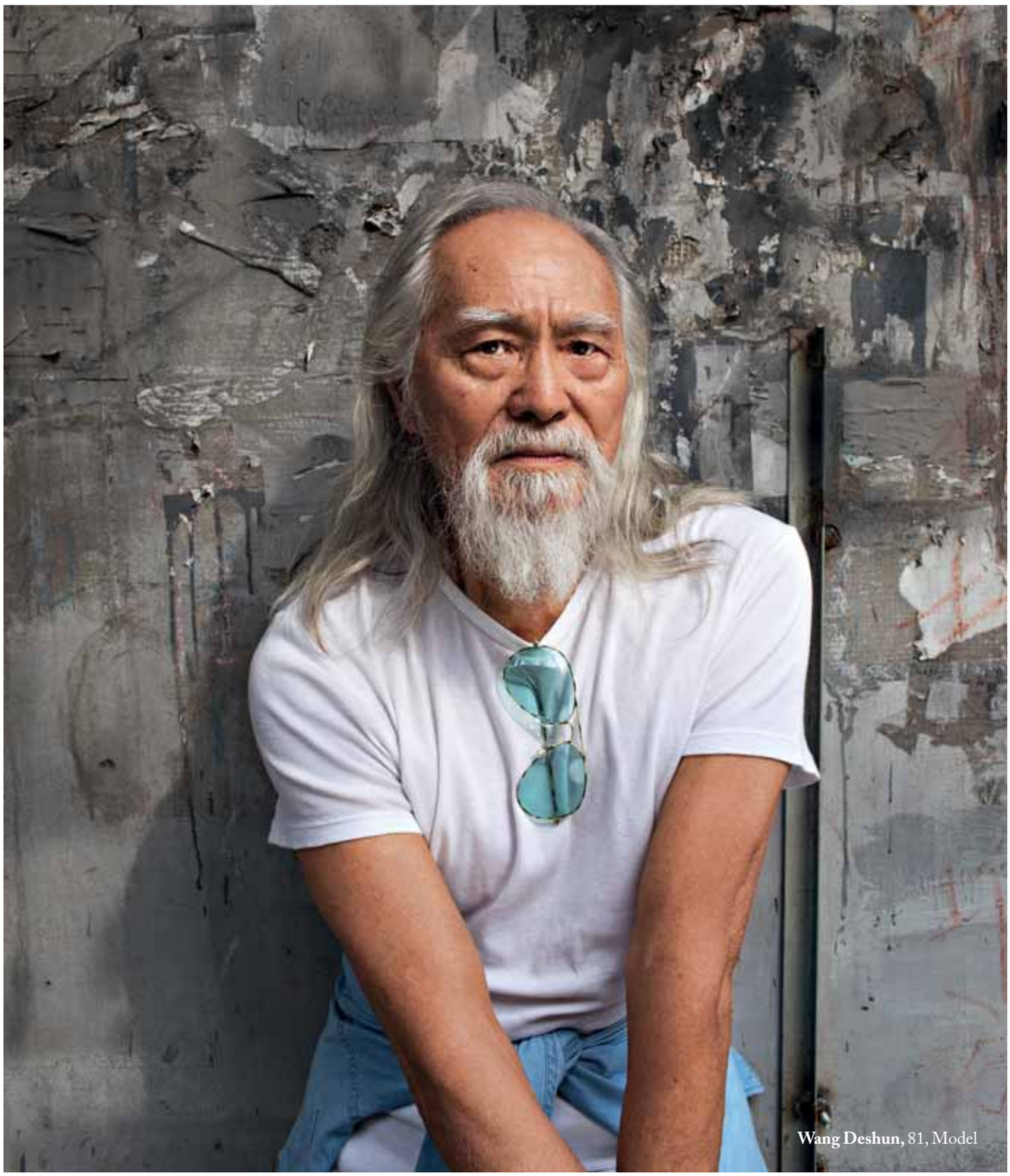
CREDIT SUISSE

Bulletin

In diesem Heft:
Credit Suisse
Sorgenbarometer 2017

Seit 1895. Das älteste Bankmagazin der Welt. N° 4/2017



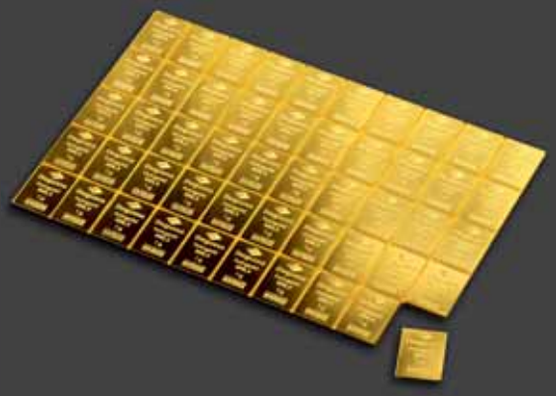
Wang Deshun, 81, Model

075360D

Das neue Alter

Mehr vom Leben

Degussa
GOLD UND SILBER.



DEGUSSA, DIE EINFACHSTE ART IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Gold ist die stärkste Währung seit 2001 vor Christus und damit ein grundsolides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. Als grösster Banken unabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie in unseren Ladengeschäften in Zürich und Genf umfassend und stellen mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Degussa Barren und Anlagemünzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken Valorennummer. Darüber hinaus haben wir Sammlermünzen und emotionale Goldgeschenke für Sie vorrätig. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

Zürich I Genf I Frankfurt I Madrid I London

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

1 – Sonja Blaschke
Die deutsche Journalistin lebte viele Jahre in Japan und spricht die Sprache des Landes fliessend. Sie schafft, woran viele Korrespondenten scheitern: den Japanerinnen und Japanern wirklich nahezukommen. Ihre Reportage über die Altersstadt Toyama *ab Seite 34*.

2 – Yasuyuki Takagi
Der Fotograf aus Tokio studierte in Brooklyn, New York, und arbeitet jetzt wieder mehrheitlich in seiner Heimat. Für das Bulletin fotografierte er das auf ältere Menschen ausgerichtete Alltagsleben in Toyama. *Seite 34*

3 – Andreas Christen
Der Ökonom der Credit Suisse untersuchte, wie sich der Markt für das Wohnen im Alter durch den demografischen Wandel verändert. Seine überraschende Erkenntnis: Die Menschen werden zwar immer älter, aber die Nachfrage nach Pflegeplätzen nimmt nicht massiv zu. Der Grund: Immer mehr Menschen können und wollen den Lebensabend in den eigenen vier Wänden verbringen. *Seite 32*

4 – Albert Wettstein
Der ehemalige Chefarzt des Stadtärztlichen Dienstes Zürich hat ein besonderes Hobby: Er untersucht und widerlegt wissenschaftlich Vorurteile gegenüber älteren Menschen. Für das Bulletin bereitete er 13 seiner gesammelten 261 «Altersmythen» auf. *Seite 50*

Cover-Foto: Stefanie Schweiger

Auf in den (Nicht-)Ruhestand

Der Begriff «Ruhestand» ist heute verkehrter denn je. Verstand man die Pensionierung früher in der Regel als den Beginn eines geruhsamen Lebensabends, hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht nur die Lebenserwartung markant nach oben verschoben, sondern auch die Lebensqualität für die meisten 65- bis 80-jährigen Menschen deutlich verbessert.

So soll dieses Bulletin eine der grössten Errungenschaften der Moderne feiern: die «40 Prozent mehr» (Lynda Gratton, Seite 16), die ein 100-jähriges gegenüber einem 70-jährigen Leben bietet. Schaut man sich die Vorbilder ab Seite 6 an und liest ihre Geschichten, fallen einem viele Wörter ein – «alt» oder «ruhig» gehören nicht dazu. Im grossen Interview analysiert der Global Chief Investment Officer der Credit Suisse, Michael Strobaek, was «Silver Economy» für die Wirtschaft genau bedeutet (Seite 46). Die Reportage aus Japan, dem «ältesten Land der Welt», gibt einen Eindruck davon, wie unser Leben auch in Europa bald aussehen könnte (Seite 34).

Auch das jährliche Credit Suisse Sorgenbarometer (ab Seite 53) widmet sich in einer Spezialauswertung dem längeren Leben. Die bemerkenswerten Resultate: Die veränderte Gesellschaftsstruktur wird bei allen Altersklassen begrüsst – nur die älteren Menschen selbst sind etwas skeptisch. Eine obligatorische Pflegeversicherung wird breit unterstützt, eine Mehrheit schätzt die finanzielle Absicherung im Alter als ungenügend ein, und Roboter sind für die Pflege im Alter willkommen.

In der klassischen Sorgen-Rangliste hat die Altersvorsorge neu den Spitzenplatz errungen, gleichauf mit dem langjährigen Spitzenreiter Arbeitslosigkeit. Die Wählerinnen und Wähler wollen eine Reform, trotz der abgelehnten Vorlage im September. Aus Sicht der Finanzdienstleister ist das grosse Vertrauen erfreulich, das die Schweizerinnen und Schweizer den Banken entgegenbringen.

Wir wünschen eine spannende Lektüre.
Ihre Redaktion

Fotos: zVg (4)

So begeistert sparen
Kinder heute.
Mit Digipigi, dem
digitalen Sparkässeli.
credit-suisse.com/digipigi
CREDIT SUISSE

Mythos Alter: dreizehn populäre Irrtümer über Senioren. — S. 50

Inhalt

6 **Die Vorbilder**
Grosseltern, die rund um die Welt Erstaunliches leisten.

14 **Alt, älter, Zug**
Demografie in Zahlen.

16 **«Die Neuerfindung des Lebens»**
Was tun mit all der zusätzlichen Zeit, die uns bleibt?

20 **Der Traum von der ewigen Jugend**
Wie das Silicon Valley den Tod überwinden will.

26 **Hollywood und die Frauen**
Wie Schauspielerinnen diskriminiert werden – bis jetzt.

30 **«Fortschritt darf nicht zu Selbstgefälligkeit führen»**
Ältere Menschen brauchen mehr Energie, trotzdem kommt es laut Experte Fatih Birol gut für die Welt.

32 **Daheim statt im Heim**
Die Zahl der Pflegebetten steigt weniger schnell als erwartet.

34 **Unsere Zukunft, heute**
Eine Reise durch Japan, das älteste Land der Welt.

44 **When I'm Sixty-Four**
Wenn ich alt bin – ein Essay zum berühmten Beatles-Song.

46 **«Die Leute werden rebellieren wie während der Französischen Revolution»**
Investment-Chef Michael Strobaek zum demografischen Wandel.

50 **Mythos Alter**
Ein Neurologe widerlegt verbreitete Falschannahmen über ältere Leute.

Credit Suisse Sorgenbarometer 2017

Die jährliche grosse Umfrage zur Lage der Nation.

1 Die Sorgen der Schweizer 55

2 Vertrauen und Stärken 59

SPEZIALAUSWERTUNG
Alter 61

POLITIK
«Die Schweiz ist moderner denn je» 62

3 Das Wesen der Schweizer 65

WIRTSCHAFT
«Fortbildung wird immer wichtiger» 68

SPEZIALAUSWERTUNG
Ausland 71

Credit Suisse #Sorgenbarometer #2017

Fotos: Grant Cornett; ddp images; Cyrill Matter; Illustration: Golden Cosmos

CREDIT SUISSE

Wir verstehen Sie mit und ohne Worte.

Wir wollen die Bedürfnisse all unserer Kunden verstehen. Darum bauen wir Barrieren ab, zum Beispiel mit Höranlagen, Gebärdendolmetschern oder Bankauszügen in Brailleschrift. So können wir auch Menschen mit Hör-, Seh- und Mobilitätseinschränkungen den besten Service garantieren. Hier gehen wir bereits seit 10 Jahren immer einen Schritt voraus.

credit-suisse.com/barrierefreiheit

T

Induktive Höranlagen
in allen Credit Suisse Filialen

Copyright © 2017 Credit Suisse Group AG und/oder mit ihr verbundene Unternehmen. Alle Rechte vorbehalten.

Reaktionen

Bulletin «Good News», 3/2017

Verdientes Lob
Das Bulletin der Credit Suisse sei das beste Bankmagazin der Welt, las ich einmal, und ich vermute – obwohl ich ja all die anderen zum Vergleich nicht beiziehe –, das dürfte wohl seine Richtigkeit haben.
Gustav A. Lang, Brissago

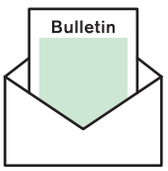
Vertrauen ist besser
Ich teile Ihre Meinung und lehne es ab, mich von allen lokalen und globalen Schrecken, die von unseren Medien verbreitet werden, einschüchtern zu lassen. Und ja, ich vertraue auf die Millennials, von denen meine Söhne ein Teil sind. Es ist notwendig, die Leidenschaft der Herausforderung und die Beharrlichkeit zu lehren. Nach der Lektüre dieses Bulletin bleibt ein gutes Gefühl zurück – und die Vorfreude auf die nächste Ausgabe.
Catherine Frioud Auchlin, La Neuveville

Restlose Begeisterung
Wie viele Ihrer Leser bin ich von Ihrer Publikation restlos begeistert. Interessante Themen, vor allem aber gefällt mir die Berichterstattung über grundsätzlich wichtige Entwicklungen in einer fundierten Form.
Gabriele Baumann, Zollikon

Ein guter Tag
Es war nicht mein bester Tag der Woche, aber als ich nach Hause kam und das Bulletin im Briefkasten vorfand, hat sich alles zum Besseren verändert! Die Welt ist tatsächlich besser, als wir meinen! Normalerweise lese ich es mit einem Marker und streiche Informationen und Sätze mit Bedeutung farbig an. Bei dieser Ausgabe könnte ich nicht sagen, welcher Artikel mir am besten gefallen hat – von der Reportage aus Vietnam bis zu den Bildern ist es eine perfekte Mischung.
Ivo Livansky, Třeboň, Tschechische Republik

Danke!
Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um Ihnen für die Qualität Ihrer Arbeit zu danken. Ich bin wahrscheinlich einer der ältesten Leser des Bulletin, das ich seit mehr als 40 Jahren erhalte. Dies scheint mir eine ausreichende Qualifikation für ein glaubwürdiges Urteil über die Qualität des Magazins abzugeben.
J.C. Trouvet, Poitiers

Service



Credit Suisse Bulletin **kostenlos** abonnieren!

→ Schreiben Sie ein Mail mit Ihrer Adresse an: abo.bulletin@credit-suisse.com

Wir freuen uns über jeden Leserbrief. Die Redaktion behält sich vor, eine Auswahl zu treffen und Zuschriften zu redigieren. Schreiben Sie uns:

E-Mail: bulletin@abk.ch
Adresse: Credit Suisse AG, Redaktion Bulletin, HTG, 8070 Zürich

Folgen Sie uns!
twitter.com/creditsuisse
facebook.com/creditsuisse
youtube.com/creditsuisse
flickr.com/creditsuisse

Archiv
Alle bisherigen Ausgaben des Bulletin stehen in digitaler Form zur Verfügung:
credit-suisse.com/bulletin

CREDIT SUISSE

Impressum: *Herausgeberin:* **Credit Suisse AG,** *Projektverantwortung:* **Steven Althaus, Mandana Razavi** *Mitarbeit:* **Jessica Cunti, Aurelia Görner, Katrin Schaad, Yanik Schubiger, Simon Staufer,** *Inhaltskonzept, Redaktion:* **Ammann, Brunner & Krobath AG (abk.ch),** *Gestaltungskonzept, Layout, Realisation:* **Crafft Kommunikation AG (crafft.ch),** *Fotoredaktion:* **Studio Andreas Wellnitz, Berlin,** *Druckvorstufe:* **n c ag (ncag.ch),** *Übersetzung:* **Credit Suisse Language & Translation Services,** *Druckerei:* **Stämpfli AG,** *Auflage:* **84000**

Redaktionskommission: **Oliver Adler, Felix Baumgartner, Béatrice Fischer, André Helfenstein, Anja Hochberg, Thomas Hürlimann, Carsten Luther, Sébastien Pesenti, Manuel Rybach, Frank T. Schubert, Daniel Stamm, Robert Wagner, Michael Willimann**

FSC www.fsc.org MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C016087

myclimate PERFORMANCE neutral Drucksache
No. 01-17-494177 – www.myclimate.org
© myclimate – The Climate Protection Partnership

Die VOR— *BILDER*

Diese acht Grosseltern sind wohl genauso aktiv wie ihre Enkel. Zu Besuch bei Menschen rund um die Welt, die spät im Leben noch etwas ganz Neues angepackt haben.

Foto: Christaan Felber

DIE *REKORD-SCHWIMMERIN*

Pat Gallant-Charette, 66,
Maine, USA

Die Grossmutter aus dem Bundesstaat Maine crawlte diesen Sommer durch den Ärmelkanal und ist damit die älteste Frau, welche die 34 Kilometer zwischen Samphire Hoe und Cap Blanc je geschwommen ist. 16 Stunden war sie im Meer. «Das Wasser war eiskalt, etwa 12 Grad, ich musste mich ständig übergeben und die Medikamente halfen nicht», sagt sie. «Dann, kurz vor dem Ende, schwamm ich in eine Qualle, ein Tentakel blieb an meinem Gesicht kleben.» Fazit: «80 Prozent der Zeit wollte ich aufhören.» Die Krankenschwester begann erst mit 46 Jahren zu schwimmen. Sie hält neben dem Ärmelkanal vier ähnliche Rekorde in Kalifornien, Japan, Nordirland und Hawaii. Das nächste Ziel ist das Durchschwimmen der «Still Water Eight», von acht grossen Süsswasserseen (inklusive des Zürichsees). «Ich bin nicht die typische Athletin, habe graue Haare und etwas Übergewicht», sagt Pat Gallant-Charette von sich, «doch mein Lungenvolumen ist gigantisch.»

66

DIE *WELT-REISENDEN*

Dagmar, 66, und
Dieter Schaper-Schulz, 78,
Langenhagen, Deutschland

66 + 78

Das Ehepaar liess sich frühpensionieren, kaufte einen Lastwagen, einen Mercedes Unimog, und war zwölf Jahre lang unterwegs. In dieser Zeit durchfuhren die beiden Russland, China, Thailand, Australien, Nord-, Zentral- und Südamerika – insgesamt 33 Länder und 350 000 Kilometer. Der ehemalige Verlagsrepräsentant und seine Frau hatten 2000 Euro pro Monat budgetiert – «Es wurde ein bisschen mehr, weil beispielsweise das Fahrzeug in Malaysia abstürzte. Die Reparatur kostete 25 000 Dollar», sagt Dieter Schaper-Schulz. «Doch alles in allem war unser Leben nicht teurer als in Deutschland. Aber doch einiges aufregender.» Als Nebenprodukt entstand ein Buch: «Extremtrip» erzählt diese ungewöhnliche Weltreise.

DIE *FIRMEN-GRÜNDERIN*

Carolyn Hartz, 70,
Perth, Australien

«Als ich meine erste Firma gründete, war ich 55, und ich wusste nicht einmal, wie man ein E-Mail sendet», sagt die Diabetikerin. Ihre Krankheit ist wichtig für ihr Business, denn SweetLife vertreibt Produkte mit Zuckerersatz. Auf einem Firmenevent ihres Mannes erzählte ihr eine Frau von Xylit, einem Lebensmittelzusatzstoff, der in den USA weit verbreitet sei. Carolyn Hartz flog nach Amerika und handelte einen exklusiven Vertriebsvertrag für Australien aus. «Ich dachte erst, das sei eine nette Nebenbeschäftgung», sagt Hartz, «aber schnell arbeitete ich 90 bis 100 Stunden pro Woche – ich musste mir ja auch noch beibringen, wie man ein Geschäft führt. Und solange ich gesund und stark bin, mache ich weiter.»

70

Fotos: Hannes Jung; Claire Martin

DIE *PRIMAR-SCHÜLERIN*

Priscilla Sitienei, 93,
Ndalat, Kenia

65 Jahre lang arbeitete Priscilla Sitienei (auf dem Bild mit ihren Ururenkelinnen) als Hebamme, dann entschloss sie sich, die Primarschule nachzuholen – als Kind hatte sie keine Ausbildung erhalten. «Ich möchte die Bibel lesen können», sagt sie, «und vor allem möchte ich ein Vorbild sein: Viele Kinder hier gehen nicht in die Schule. Ihnen möchte ich zeigen: Es gibt keine Ausrede.» Priscilla war die Hebamme bei der Geburt einiger ihrer Klassenkameraden, mit denen sie jetzt die Schulbank drückt. Als ältesten Primarschüler der Welt führt das Guinness-Buch der Rekorde bisher einen 84-Jährigen, auch aus Kenia. Nun wurde Priscilla Sitienei für den Titel angemeldet.

93

Foto: Nichole Sobecki

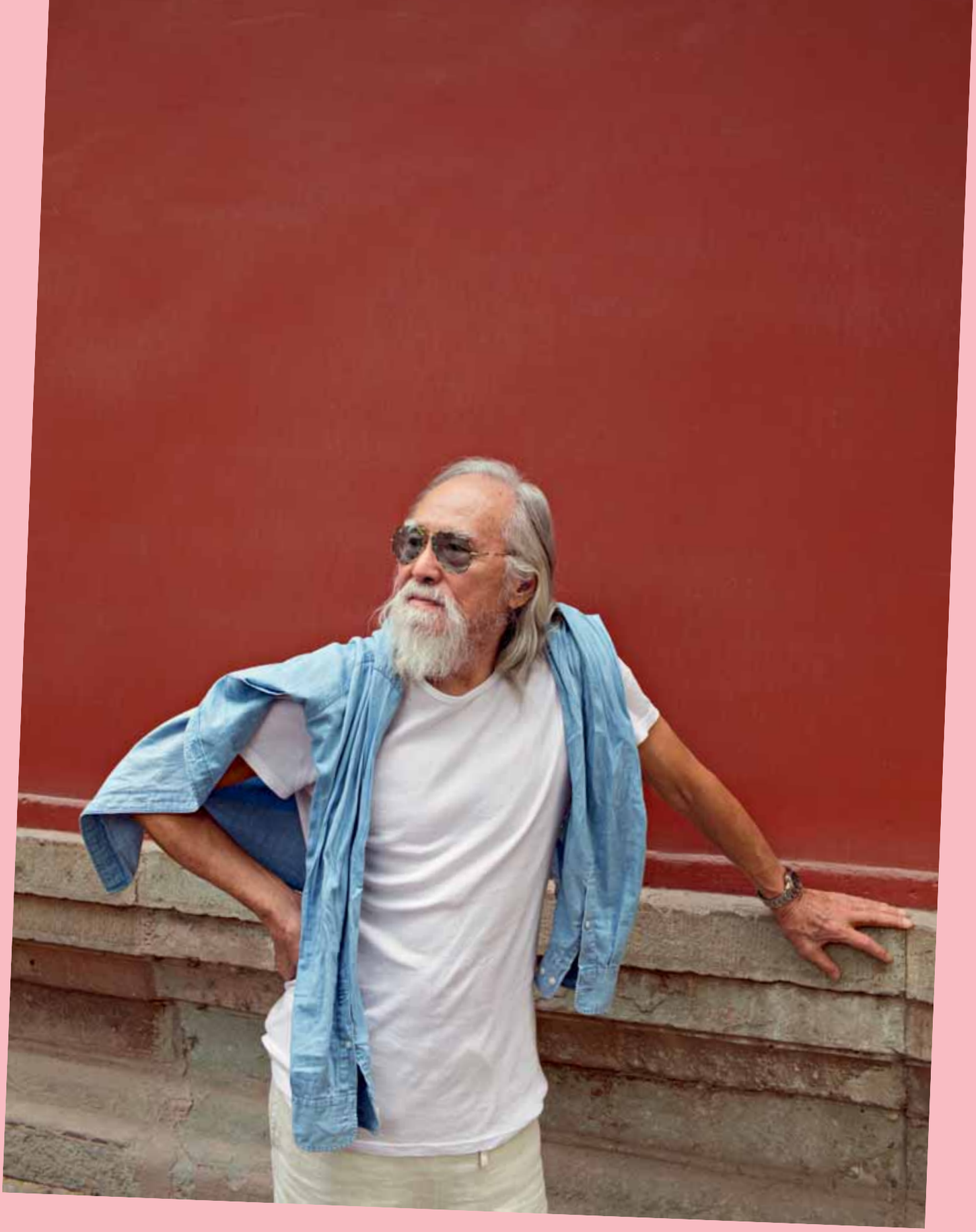
DIE *FRISCH-VERLIEBTEN*

Hans Sarbach, 90, und
Ruth Pingoud-Glausen, 90,
Frutigen, Schweiz

«Wir hatten eine Klassenzusammenkunft am Blausee im Berner Oberland», erzählt Hans Sarbach, «und da sahen wir uns zum ersten Mal seit 60 Jahren!» Die beiden Frutiger besuchten zusammen die Primarschule, verloren sich danach aber aus den Augen. «Ruth hatte nur Sechser in der Schule, die Familie konnte sich die Sekundarschule aber nicht leisten», sagt Hans Sarbach. «Schliesslich liess sie sich mit ihrer Familie in Lausanne nieder.» Nach der Klassenzusammenkunft blieb man in Kontakt. «Sie schickte mir immer Neujahrsgrüsse», sagt Hans Sarbach. So fand man zusammen und heute vereint das Paar 8 Kinder, 16 Enkel und 10 Urenkel – beide Ehepartner sind schon länger verstorben.

90 + 90

Fotos: Yves Bachmann; Stefanie Schweiger



DAS *MODEL*

Wang Deshun, 81,
Peking, China

Die China Fashion Week 2015 war sein grosser Moment. Der 79-jährige Grossvater lief mit einer leichten Hose bekleidet über den Laufsteg und posierte. Über Nacht errang Deshun «Kultstatus», wie die «New York Times» schreibt. Das Model habe «Chinas Ansichten über das Älterwerden verändert». Zuvor arbeitete Deshun als Schauspieler, Pantomime und Model-Coach. Mit 50 begann er richtig zu trainieren, jeden Tag geht er heute ins Fitness und schwimmt. Er sagt: «Du kannst nur wissen, ob du alt bist, wenn du dich fragst: ‹Wagst du es, etwas zu tun, das du nie zuvor gemacht hast?›»

81

Alt, älter, Zug

Wo wird man am ältesten? Was ist die häufigste Todesursache? Wie viele Menschen über 100 Jahre leben in der Schweiz? Zahlen und Fakten zur helvetischen Demografie.

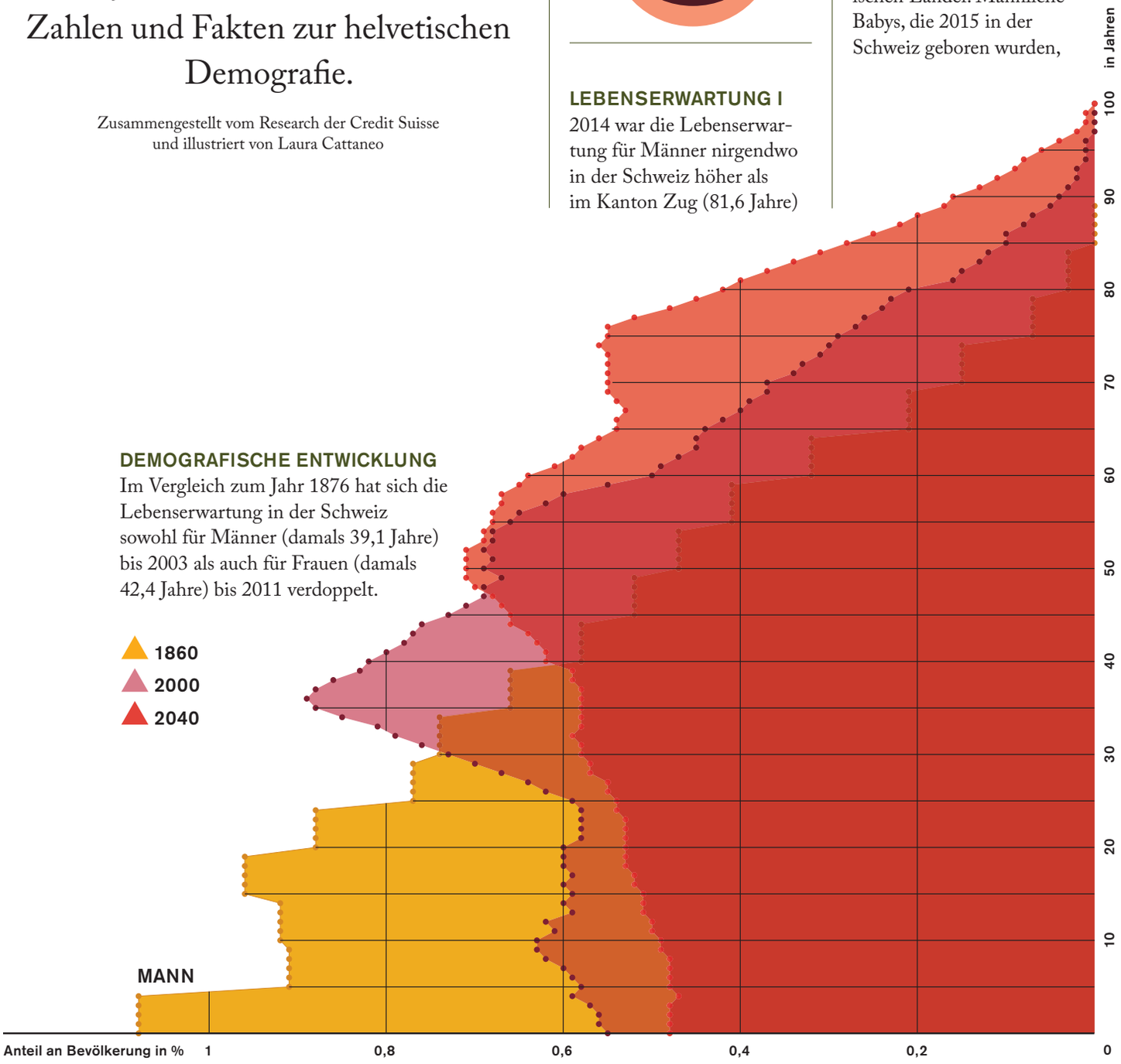
Zusammengestellt vom Research der Credit Suisse und illustriert von Laura Cattaneo

100-JÄHRIGE Im Jahr 2016 lebten in der Schweiz 1546 Personen, die 100 Jahre oder älter waren. Davon waren lediglich 263 Männer. Mit 236 Über-100-Jährigen beheimatete der Kanton Bern am meisten von ihnen.

LEBENSERWARTUNG I
2014 war die Lebenserwartung für Männer nirgendwo in der Schweiz höher als im Kanton Zug (81,6 Jahre) und nirgendwo tiefer als im Kanton Basel-Stadt (79,4 Jahre). Während der letzte Platz auch bei den Frauen mit 83,8 Jahren an die Stadt Basel geht, ist der Kanton Tessin Spitzenreiter der Lebenserwartung (86,2 Jahre).

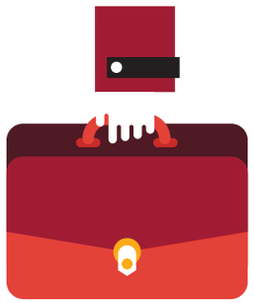
LEBENSERWARTUNG II
2015 stand die Schweiz weltweit auf Platz 2 der geschlechterübergreifenden Lebenserwartung ab Geburt – gleich hinter Japan und an der Spitze aller europäischen Länder. Männliche Babys, die 2015 in der Schweiz geboren wurden,

DEMOGRAFISCHE ENTWICKLUNG
Im Vergleich zum Jahr 1876 hat sich die Lebenserwartung in der Schweiz sowohl für Männer (damals 39,1 Jahre) bis 2003 als auch für Frauen (damals 42,4 Jahre) bis 2011 verdoppelt.



haben sogar die höchste durchschnittliche Lebenserwartung der Welt.

RENTNER Das Bundesamt für Statistik rechnet bis 2045 mit durchschnittlich 79 Prozent mehr Rentnern und Rentnerinnen gegenüber einem erwarteten Bevölkerungswachstum von 22 Prozent. Die stärkste Zunahme an Rentnern wird für die Kantone Schwyz (+115,7Prozent), Freiburg (+115 Prozent) und Thurgau (+114,8 Prozent) erwartet.



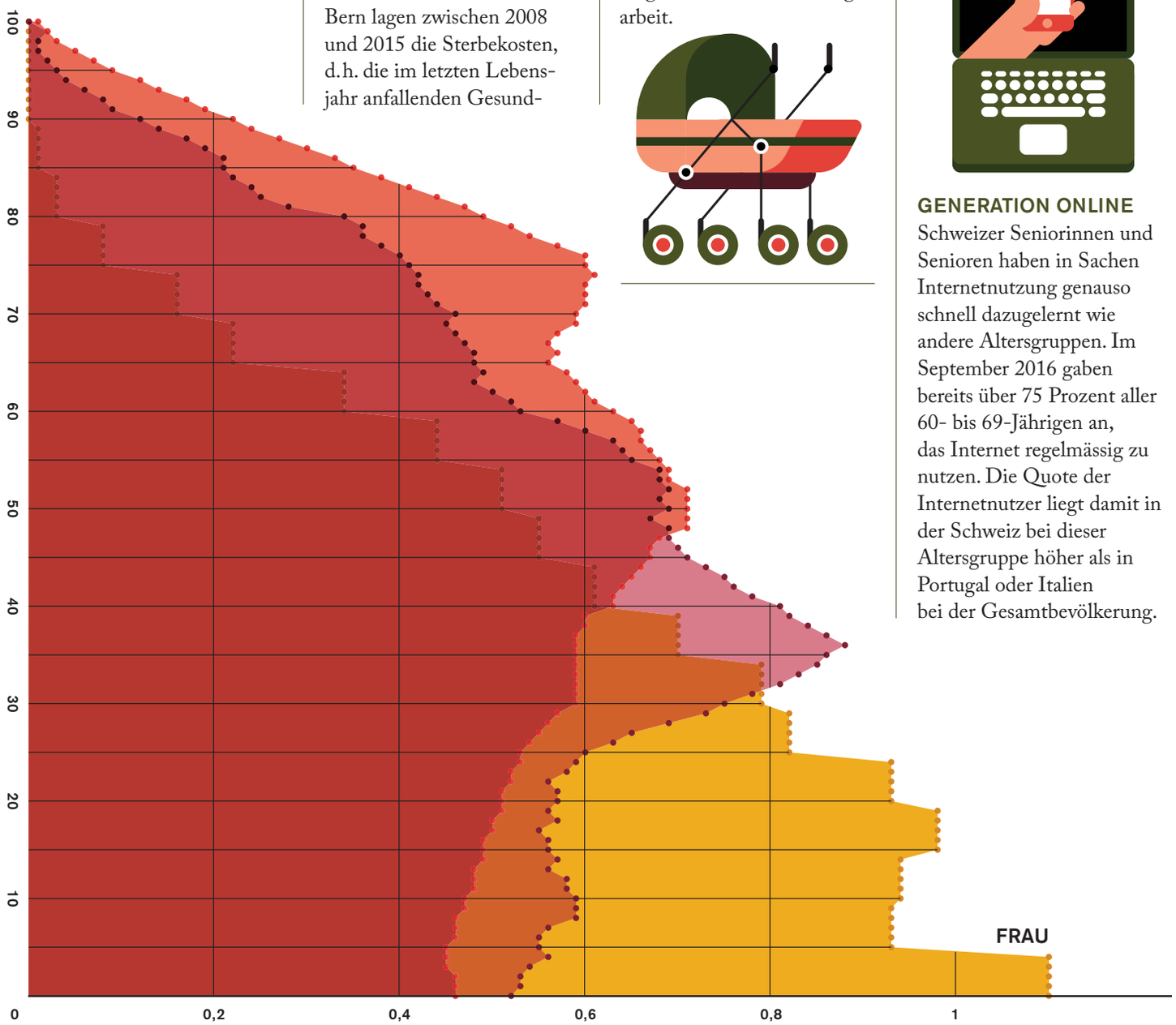
ERWERBSTÄTIGE Berücksichtigt man alle Erwerbs- und Nichterwerbspersonen ab einem Alter von 65 Jahren, so waren in der Schweiz 2016 noch 13,8 Prozent dieser Altersgruppe erwerbstätig. Mit 20,3 Prozent waren es mehr unter den Männern als bei den Frauen (9,1 Prozent).

STERBEKOSTEN Gemäss einer Studie der Universität Bern lagen zwischen 2008 und 2015 die Sterbekosten, d.h. die im letzten Lebensjahr anfallenden Gesundheits- und Pflegekosten, mit 44 200 Franken pro Person nirgendwo in der Schweiz höher als in Lausanne. Am günstigsten schnitt die Stadt Winterthur mit 26 600 Franken ab.

VORBILDER Die älteren Menschen geben ein hervorragendes Vorbild ab: In keiner anderen Altersgruppe als unter den 65- bis 74-Jährigen setzen sich die Schweizer via informelle Dienstleistungen so sehr für das Allgemeinwohl ein. Allein 18,5 Prozent dieser Altersgruppe leisten unentgeltlich Kinderbetreuungsarbeit.

TODESURSACHEN Trauriger Spitzenreiter der 30 wichtigsten Todesursachen nach Bundesamt für Statistik war 2014 sowohl unter Männern als auch unter Frauen Krebs – pro 100 000 Einwohner starben 164 Männer und 105 Frauen daran. Am häufigsten befallen ist dabei die Lunge. Hoffnungsschimmer: Seit 1995 sind die Werte für Männer und Frauen bereits um über 25 Prozent gesunken.

GENERATION ONLINE Schweizer Seniorinnen und Senioren haben in Sachen Internetnutzung genauso schnell dazugelernt wie andere Altersgruppen. Im September 2016 gaben bereits über 75 Prozent aller 60- bis 69-Jährigen an, das Internet regelmässig zu nutzen. Die Quote der Internetnutzer liegt damit in der Schweiz bei dieser Altersgruppe höher als in Portugal oder Italien bei der Gesamtbevölkerung.



«Die Neuerfindung des Lebens»

Wir leben etwa 30 Jahre länger als unsere Grosseltern – was sollen wir nur damit anfangen? Und wie können wir die zusätzliche Zeit finanzieren? Lynda Gratton, eine der bekanntesten Management-Professorinnen der Welt, hat ein paar Vorschläge.

Von Simon Brunner

Miss Gratton, in den industrialisierten Ländern werden 50 Prozent der Kinder, die dieses Jahr auf die Welt kommen, 100 Jahre alt werden. Wie verändert das unser Leben?
Das Offensichtlichste ist: Man hat viel mehr Zeit. Ein 70-jähriges Leben umfasst 611 000 Stunden, ein 100-jähriges 873 000 Stunden – was soll man mit den über 40 Prozent mehr Leben machen? Es stellen sich Fragen der Lebensplanung, aber auch des Lebenssinns, der Lebens- und Arbeitskompetenzen. Es geht um weit mehr als Finanzen, es geht um nichts weniger als eine Neuerfindung des Lebens. Mein Buch zu diesem Thema war sehr erfolgreich in Japan, dem ältesten Land der Welt, und das hatte seinen Grund: Das lange Leben macht es unumgänglich, die Dinge anders zu sehen und anders zu machen.

Hat unsere angestammte Lebenseinteilung – Ausbildung, Beruf, Pension – ausgedient?
Ja, dieses «three-stage life» wird immer stärker von einem «multi-stage life» abgelöst werden, einem Leben mit verschiedenen Phasen. Und klar ist: Falls Sie nicht zufällig enorm viel angespart haben oder kaum Geld zum Leben brauchen, werden Sie künftig sehr lange arbeiten müssen, bis weit über 80.

Zurzeit wird in der Schweiz das generelle Rentenalter 65 diskutiert – 80 ist eine völlig neue Dimension.
Es wird sicher niemand von 20 bis 80 voll durcharbeiten. Das wäre ja furchtbar! Vielleicht gehen Sie mitten im Berufsleben nochmals an eine Ausbildungsstätte oder nehmen sich eine gewisse Zeit frei und kehren dann wieder ins Arbeitsleben zurück. Ich denke, man sollte die «Pensionierung» ins Leben integrieren – warum machen nur Jugendliche ein «gap year», ein Zwischenjahr? Das sollte man auch sonst einmal einschieben können.

Welche Rolle spielen Unternehmen bei diesem Prozess?
Die Wirtschaft muss realisieren, dass die Menschen länger arbeiten müssen – und häufig auch wollen. Ich bin 62 – meine Altersgruppe ist so fit wie 50-Jährige vor zehn Jahren. Aber trotzdem sind längst nicht mehr alle in meinem Alter berufstätig. Die Gesellschaft muss sämtliche Vorurteile fallen lassen, was die Leistungsfähigkeit bestimmter Altersschichten angeht. Wir leben in einer Zeit der kollektiven Verjüngung. Firmen müssen diesen veränderten Umständen gerecht werden. Das bedeutet, dass viele Menschen in Firmen ein- und wieder austreten, um eine Weiterbildung zu machen. Oder dass sie sporadisch ihr Jobprofil neuen Bedürfnissen anpassen möchten. Dasselbe gilt auch für ihr Arbeitspensum, das man künftig leichter variieren können muss – damit sie beispielsweise mehr Zeit mit den Kindern verbringen können. Unternehmen müssen diesen gesellschaftlichen Entwicklungen in ihrer HR-Strategie gerecht werden, um langfristig die besten Mitarbeitenden rekrutieren zu können.

In vielen Ländern ist es aber nicht so, dass der Arbeitsmarkt auf diese Schicht älterer

«Ich schlafe gut, ich muss in der Nacht nicht wegen der Kinder aufstehen, ich kann reisen, ich bin entspannt»: HR-Spezialistin Gratton.

Lynda Gratton, 62, ist eine der renommiertesten HR-Spezialistinnen der Welt. Mit grosser Regelmässigkeit wird die Management-Professorin auf den vordersten Plätzen der einschlägigen «Wichtigste Denker»-Listen geführt. Ihre Bücher, vor allem «Job Future – Future Jobs: Wie wir von der neuen Arbeitswelt profitieren» (2012) und «The 100-year life: living and working in an age of longevity» (2016), sorgten für Aufsehen. Gratton leitet an der London Business School das einflussreiche Programm «Human Resource Strategy in Transforming Organisations».
Grattons Blog findet sich unter: *100yearlife.com*

Arbeitskräfte gewartet hätte. In Ihrer Heimat Grossbritannien beispielsweise sind eine Million Menschen zwischen 50 und 64 Jahren unfreiwillig arbeitslos. Wie findet man aus dieser Situation heraus?
Indem wir «Alters-agnostisch» werden, also indem wir unsere Fixierung auf Zahlen schlicht aufgeben, zusammen mit allen Stereotypen über das Alter. Darum mag ich das ganze Gerede über die Generationen nicht: Babyboomer sind so, Generation X so, Millennials wiederum ganz anders – wer masst sich solche Verallgemeinerungen an? Eine sogenannte Generation ist alles andere als homogen. Ein 55-jähriger Fussballfan steht einem 20-jährigen Fussballfan wohl näher als einem 60-jährigen Operngänger. Wir müssen das Alter ausblenden und Regierungen müssen das politisch unterstützen. Das würde helfen.

Wie hat sich Ihre eigene Arbeitskraft und -motivation im Laufe der Zeit verändert?
Als ich 34 war, hatte ich keine freie Minute, denn ich musste mich neben dem Job noch um die junge Familie kümmern. Heute, mit 62, geht es mir viel besser. Ich schlafe gut, ich muss in der Nacht nicht wegen der Kinder aufstehen, ich kann reisen, ich bin entspannt. Ältere Leute können ihrer Firma viel bringen: eine gewisse Gelassenheit, Erfahrung, vielleicht eine höhere Kompetenz, wenn es um die Einordnung von Ereignissen geht.

Sie wollen die Gesellschaft alterstoleranter machen, doch der Zeitgeist geht in eine andere Richtung. Man hat das Gefühl, der Jugendwahn sei noch nie so ausgeprägt gewesen wie heute.
Um das zu ändern, brauchen wir Vorbilder. Für Frauen ist es noch immer ungewöhnlich, ihr Alter preiszugeben. Wenn ich auftrete, betone ich immer mein Alter, um zu zeigen, was 62 heute bedeutet. Ich bin nicht im Rollstuhl, sondern sehr aktiv – zu diesem Interview kam ich direkt vom Flugzeug. Immer mehr Menschen werden wie ich in der Öffentlichkeit auftreten und damit, so hoffe ich, zum Abbau von Vorurteilen beitragen. ›

Foto: Harry Borden / Getty Images

Erfolgreiche und gut ausgebildete Menschen können ein Leben führen, wie Sie es beschreiben. Es gibt aber viele Menschen, die eher das Gefühl haben, sie zählten zu den Verlierern der Moderne – sie lehnen deshalb die Globalisierung vehement ab.
… Und stimmen dann für den Brexit – das ist ein Desaster für das Vereinigte Königreich. Ich hätte ihn gestoppt, wenn ich es gekonnt hätte!

Wie hätte man das tun können?
Die Menschen, die bei der Globalisierung verlieren, sind jene mit unteren und mittleren Qualifikationsniveaus. Ihre Jobs sind von der Digitalisierung am meisten betroffen. Da hilft nur etwas: Menschen müssen sich ein Leben lang weiterbilden. Mit dem Aufkommen der selbstfahrenden Fahrzeuge werden wohl sämtliche Lastwagenfahrer ihren Job verlieren. Das müssen die Betroffenen jetzt realisieren und damit beginnen, sich umzuschulen. Die Regierungen müssen sie dabei tatkräftig unterstützen.

Sie schreiben in Ihrem Buch, das 100-jährige Leben verlange eine sehr hohe Sparquote – ansonsten drohe verbreitete Altersarmut. Nur: Die Sparquote in Grossbritannien beträgt momentan weniger als 2 Prozent, die private Verschuldung ist dramatisch …
… Und in den USA ist die Situation ähnlich. Sie haben recht: Das Problem ist, dass viele Menschen mehr ausgeben, als sie verdienen. Das führt zu einem Desaster. Es ist eigentlich ganz einfach: Wenn Sie alt werden, müssen Sie sparen. Viel sparen. Sie müssen sich das Sparen angewöhnen. Und Sie müssen den Konsum einschränken. Wenn Sie ein Multi-Stage-Leben führen, müssen Sie in den Phasen, in denen Sie Geld verdienen, immer etwas auf die Seite legen. Sonst funktioniert es nicht. Auch hier braucht es einen tief greifenden kulturellen Wandel.

Was geschieht in der 100-Jahre-Gesellschaft eigentlich mit dem Mythos der Jugend, jener Kraft, die seit je das Neue in die Welt bringt, Innovationen vorantreibt, alte Zöpfe abschneidet?
Multigenerationale Gemeinschaften sind eine grosse Chance. Google hat eine Studie durchgeführt, bei der die Teams im Unternehmen untersucht wurden, und dabei herausgefunden, dass Teams mit lauter Gleichaltrigen weniger leistungsfähig sind als altersdurchmischte Teams. Man kann nicht sagen, dass die Jugend innovativer ist als die Älteren, entscheidend ist die Kombination von Leuten aus beiden Gruppen.

Sie halten es also wirklich für realistisch, dass eines Tages eine altersdurchmischte Rockgruppe aus Ihrer Heimatstadt Liverpool die Musik revolutionieren könnte, so wie damals die Beatles?
Das ist eine nette Idee! *(lacht)* Das Liverpool Philharmonic ist punkto Alter auf jeden Fall schon sehr durchmischt …

«Wenn Sie alt werden, müssen Sie sparen. Viel sparen.»

Wie sorgen Sie eigentlich selbst vor? Haben Sie in Ihrer Jugend wirklich schon an dieses Thema gedacht?
Meine goldene Regel war auf jeden Fall immer, nicht alles auszugeben, was ich verdiene. Ich wollte mir stets die Freiheit und Flexibilität bewahren, zu tun, was ich will. Im Alter von 32 Jahren war ich beispielsweise Direktorin bei einer grossen Beratungsfirma. Ich verdiente sehr gut und fuhr einen grossen BMW. Doch dann wechselte ich zur London Business School als Nachwuchsprofessorin und verdiente nur noch ein Zehntel meines früheren Lohnes. Und ich verlor das Auto. Das war eine wichtige Erfahrung für mich.

Wie sieht Ihr Leben in 10, 20 oder 30 Jahren aus?
Die erste Frage lautet: Kann ich noch produktiv sein? Gibt es Dinge, über die ich noch nachdenken kann? Lerne ich noch dazu? Die zweite Frage gilt der Vitalität. Investiere ich genügend Zeit in meine Gesundheit? Beim Schreiben des Buches wurde mir erstmals wirklich klar, wie wichtig die Gesundheit ist; darauf habe ich früher zu wenig geachtet. Drittens geht es um die Transformation: Kann ich mich verändern und anpassen? Das muss ich alles bejahen können.

Dann führe ich ein glückliches Leben?
Das reicht noch nicht ganz: Das Fundament sind Freundschaften und Beziehungen. Ein langes, glückliches, dynamisches Leben basiert auf einer Kombination von Familie, Freunden und Arbeit. Wenn diese Faktoren stimmen, dann lebe ich sehr, sehr gerne bis 100.

Was raten Sie Ihren Kindern und Enkeln?
Der Rat, den ich meinen sieben Enkeln zwischen zwei und zehn Jahren geben würde, lautet: Arbeitet hart und habt viele Freunde! Seid produktiv, schaut zu eurer Gesundheit und begreift den Wandel als Chance. Einer meiner Söhne, Chris, ist dem Gesundheitstrend völlig verfallen. Er rennt Marathons, ernährt sich sehr gesund. Dom will Chirurg werden – er ist eher auf Produktivität fokussiert. Es ist gut, dass sich jeder auf etwas spezialisiert, aber längerfristig werden sie alle drei Lebensbereiche berücksichtigen müssen. Chris muss mehr arbeiten, Dom muss seiner Gesundheit besser Sorge tragen. Jedes der drei Gebiete hat etwas mit Beziehungen und Freundschaften zu tun – das ist das Fundament. Freunde sind wichtiger als Arbeit.

Beherzigen Sie diese Erkenntnis selbst?
Ja, ich habe zum Beispiel eine Freundin, mit der ich seit 50 Jahren eng verbunden bin. Das ist extrem wichtig in einer Gesellschaft, die so stark auf Geld und Konsum ausgerichtet ist. Da hatten die Beatles – auch wenn sie nicht altersdurchmischt waren – einfach recht: «Money can't buy me love.» □

OPPORTUNITY International | CREDIT SUISSE

IN BILDUNG INVESTIEREN

In Lateinamerika, Afrika und Asien erhalten nun 2,1 Millionen Kinder dank der von der Credit Suisse unterstützten Initiativen zur Bildungsfinanzierung von Opportunity International eine qualitativ hochwertige Bildung. Unsere Partnerschaft spielt eine entscheidende Rolle dabei, dass Eltern ihre Kinder zur Schule schicken können, und unterstützt Lehrer bei der Entwicklung kostengünstiger, hochqualitativer Lernumgebungen. Indem die Credit Suisse den Zugang zu wichtigen Finanzdienstleistungen und Ausbildungsangeboten fördert, hilft sie Schulbetreibern wie Regina Githinji (Bild unten), Kindern die Chance zu geben, durch gute Schulbildung aus dem Kreislauf der Armut auszubrechen.

Regina gründete die Revelation Ushindi School in einem Slum von Nairobi, Kenia, mit nur drei Schülern. In den letzten neun Jahren hat sie eine Reihe von Darlehen und Bildungsangeboten von Opportunity International dazu genutzt, Anschlüsse mit sauberem fliessenden Wasser zu verlegen, Arbeitsbücher und Essen für die Kinder zu kaufen, die Gehälter von Lehrern zu bezahlen und die Miete für das mittlerweile 80 Schüler fassende Schulgebäude zu finanzieren. Regina ist eine von 10 Millionen Kunden von Opportunity International, die sich aus der Armut herausarbeiten und auf diese Weise ihr eigenes sowie das Leben der Menschen um sie herum verändern.

Erfahren Sie mehr unter: opportunity.org

Foto: Grant Cornett

Der Traum von der ewigen Jugend

Im Silicon Valley wollen immer mehr Wissenschafter, Unternehmer und Investoren das Alter heilen. Extreme Langlebigkeitsoptimisten wollen den Tod sogar ganz abschaffen.

Von Helene Laube

Hier, mitten im Silicon Valley, tüfteln Forscher an einem Menschheitstraum: dem Altern ein Schnippchen zu schlagen. Wir befinden uns in einem unscheinbaren grauen Flachbau in San Bruno, eingeklemmt zwischen dem achtspurigen Highway 101 und einer bei warmem Wetter übel riechenden Recycling-Anlage. Bei Alkahest, einem vor drei Jahren gegründeten Start-up, wird mit Blutplasma junger Spender experimentiert, dank dem – so die Hoffnung – das Gehirn von Alzheimerkranken regenerieren könnte.

Alkahest basiert auf der spektakulären Arbeit von Tony Wyss-Coray, einem

der Mitbegründer der Firma. Der Schweizer Neurologieprofessor steht dem wissenschaftlichen Beirat von Alkahest vor, ausserdem lehrt und forscht er an der nahen Stanford University. Das Team um Wyss-Coray machte zuletzt im April 2017 Schlagzeilen: In «Nature» veröffentlichte, zuvor eineinhalb Jahre lang von Gutachtern des renommierten Wissenschaftsmagazins geprüfte Forschungsergebnisse zeigten erstmals, dass Substanzen aus dem Blut junger Menschen die Gehirnfunktion in alten Mäusen verbessern können.

Ob das auch bei greisen Menschen helfen könnte, versuchen Alkahest-Wissenschafter herauszufinden. In ihrem Labor in San Bruno durchforsten sie über 10 000 Proteine in Blutplasma – auf der Suche nach der richtigen Kombination aus Verjüngungssubstanzen für mögliche Behandlungen von Alzheimer und anderen Demenzerkrankungen. Das Start-up ist noch Jahre von der Markteinführung eines ersten Produkts entfernt. Sein langfristiges Ziel sind individuelle Moleküle, welche die verjüngenden Effekte im Blut auslösen, und andere, welche die schädlichen Effekte im alten Plasma blockieren. Sie sollen das Einsetzen von Alterskrankheiten wie Alzheimer hinauszögern und die Krankheitsphase drastisch verkürzen.

«Unser Ziel ist nicht das ewige Leben», sagt Alkahest-Mitbegründer Joe McCracken in seinem aufgeräumten Büro mit Blick auf den Zaun der Recycling-Anlage. Der 64-Jährige arbeitete jahrzehntelang bei grossen Pharmafirmen wie Genentech, Roche und Aventis. Jetzt leitet er bei dem Start-up das Business Development. «Wir möchten entweder die gesunde Lebensdauer ausdehnen oder einige der altersbedingten Krankheiten eliminieren, die zum Tod führen.»

Das Alter besiegen – die Idee mag anderswo als leicht grössenwahnsinnige Utopie abgetan werden, im Silicon Valley nimmt man sie ernst. Immer mehr Neugründungen suchen nach Wegen, mit denen der Alterungsprozess gesteuert und hinausgezögert werden kann, Technologiemilliardäre und Risikokapitalgeber investieren immer mehr Geld, und nirgendwo sonst in Amerika befassen sich so viele Wissenschafter mit dem Thema Altersforschung wie im Technologietal am Pazifik.

«Den meisten geht es sowohl um Eigeninteresse und neue Märkte als auch um Weltverbesserung», sagt Robert Nelsen.

Der Mitbegründer von Arch Venture Partners ist einer der erfolgreichsten Risikokapitalgeber im Biotechsektor, investiert in viele Anti-Alters-Start-ups und konsumiert täglich eine ganze Reihe Pharmazeutika und Nahrungsergänzungsmittel, die womöglich verjüngend wirken. Wissenschaftlich gestützt ist das nicht, sagt Nelsen selbst, aber er fühlt sich trotzdem besser.

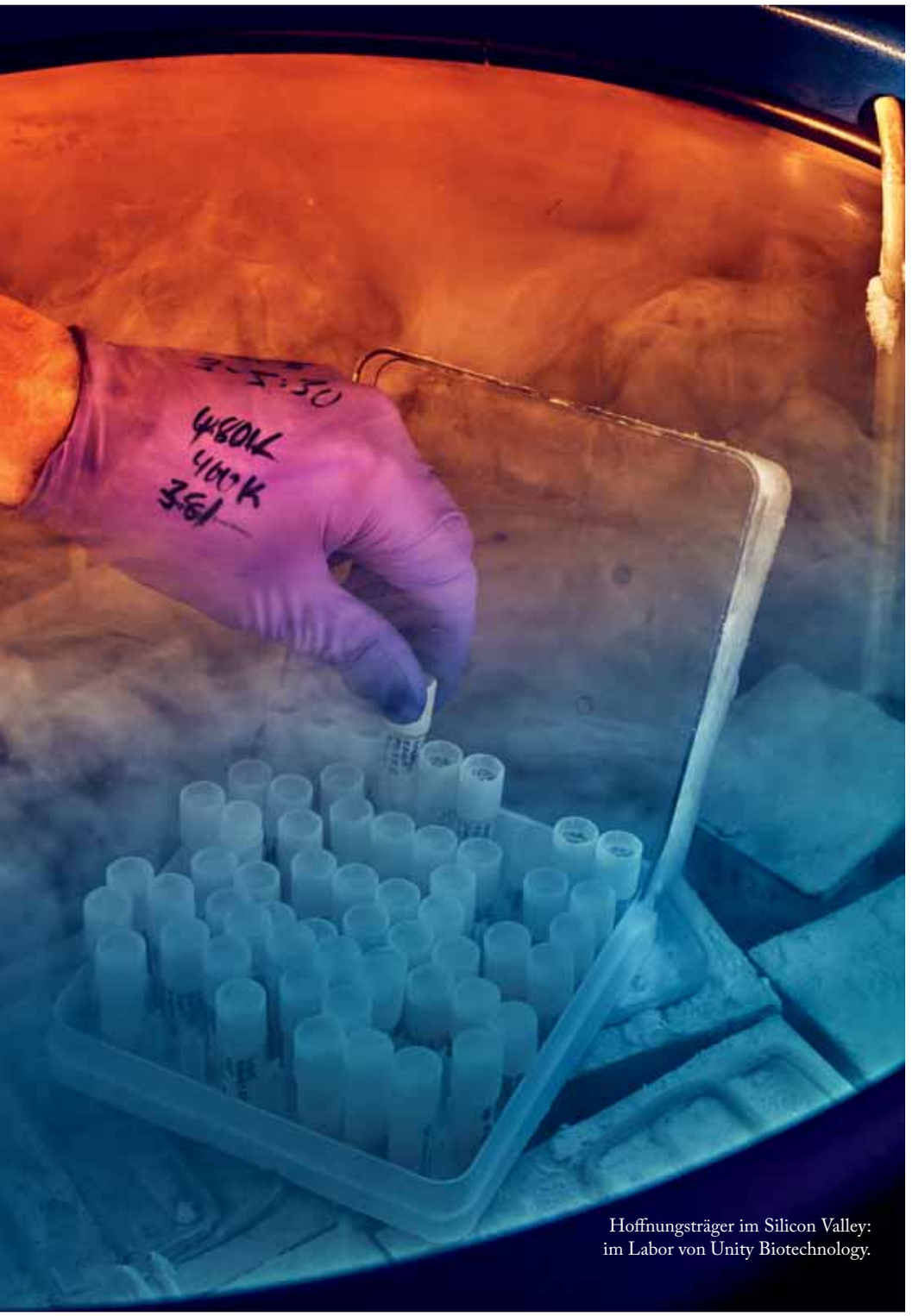
Reparaturset für den Körper

Nelsens bisher umfangreichste Investition im Verjüngungsbereich ging an Unity Biotechnology. Das Start-up aus der südlich von San Francisco gelegenen Kleinstadt Brisbane gehört wie auch die Google-Schwester Calico zu den grössten Anti-Aging-Hoffnungsträgern im Silicon Valley. Es tüftelt an Therapeutika zur selektiven Entfernung sogenannter seneszenter Zellen und damit an einer Art Reparaturset für den menschlichen Körper.

Diese Zellen verlieren mit zunehmendem Alter ihre Funktionsfähigkeit, werden nicht mehr vom Immunsystem beseitigt und akkumulieren sich im Körper, was Entzündungsreaktionen fördert. Zu den Folgen gehören typische Alterserkrankungen wie Diabetes, Niereninsuffizienz oder Krebs. Bei Studien an Mäusen konnten die negativen Auswirkungen von Altersleiden mit der Beseitigung dieser Zellen deutlich gesenkt und die Lebensdauer um ein Viertel erhöht werden.

Fotos: Frederic Neema/Laif/Keystone; Arch Venture; Grant Cornett; Matt Baron/Rex/Shutterstock/Dukas; Levy/Rea/Laif

Anderswo ist es eine grössenwahnsinnige Utopie, im Silicon Valley nimmt man sie ernst.



Hoffnungsträger im Silicon Valley: im Labor von Unity Biotechnology.

Unity hat in Tiermodellen gezeigt, dass mit der Beseitigung seneszenter Zellen Krankheiten wie Osteoarthritis, Arteriosklerose sowie Augen- und Nierenerkrankungen rückgängig gemacht oder verhindert werden und die Lebensdauer der Versuchstiere sogar um 35 Prozent erhöht werden kann. Die klinischen Studien sollen Mitte 2018 starten, ein erstes marktreifes Produkt wird frühestens in sieben Jahren erwartet. «Wir glauben, dass unsere Medikamente ein Drittel der Krankheiten beseitigen können, an denen Menschen in der entwickelten Welt leiden», zitiert das Magazin «The New Yorker» den hoffnungsfrohen Unity-Mitbegründer Ned David. Der Biochemiker ist ein sogenannter Healthspanner – er strebt wie fast alle Altersforscher eine Verlängerung der gesunden Lebenszeit an.

Die Unity-Forscher suchen – noch – nicht nach einem Allheilmittel gegen das Altern, sondern nach Verfahren gegen anerkannte Altersleiden, mit denen eine vom Verfall betroffene Körperstelle nach der anderen behandelt werden kann. Das Start-up hat bisher 154 Millionen Dollar von Investoren eingesammelt. Zu ihnen gehören unter anderem Amazon-Chef Jeff Bezos sowie PayPal-Gründer und Facebook-Investor Peter Thiel.

Thiel gehört zu den aktivsten Langlebigkeitsoptimisten. Er finanziert Wissenschafter und Start-ups und unterstützt mit Millionensummen Organisationen wie die Methuselah Foundation, eine Stiftung, die vor allem Bestrebungen in den Berei- ›

chen Gewebezüchtungen und Therapien für regenerative Medizin fördert, sowie die Anti-Aging-Stiftung Sens Research Foundation. Während Leute wie Thiel von der Lebensverlängerung bis hin zur Unsterblichkeit träumen, propagiert etwa Googles Chef-Futurist Ray Kurzweil den

Transhumanismus – die Verschmelzung von Menschen mit Maschinen und künstlicher Intelligenz. Die Extremisten heissen in der Szene «Immortalists».

«Wenn wir den Leuten Unsterblichkeit ermöglichen könnten, sollten wir es unbedingt tun», sagt Thiel, der Wachstumshormone schluckt und die Steinzeitdiät befolgt, um sein Wunschalter von 120 Jahren zu erreichen. Technologen wie er betrachten Errungenschaften der IT-Branche wie Chips, Software, Algorithmen und Big Data als Werkzeuge, um den menschlichen Körper zu verstehen und zu verbessern.

So verfolgt eine Reihe von Start-ups einen Big-Data-Ansatz, also die Verknüpfung und Analyse riesiger Datenmengen, in der Hoffnung, Erkenntnisse für die Entwicklung von Therapien gegen Alterskrankheiten zu gewinnen. Die Bio-Informatikerin Kristen Fortney zum Beispiel

gründete vor zwei Jahren BioAge, diesen Sommer sammelte sie bereits knapp 11 Millionen Dollar von Investoren wie der prominenten Risikokapitalfirma Andreessen Horowitz ein.

Das in Berkeley ansässige Start-up koppelt Genomik- und andere biomedizinische Daten mit Maschinenlernen, um zu messen, wie Menschen altern, und um die Arzneimittelentwicklung zu beschleunigen. «Wir kombinieren einen rechnerischen mit einem experimentellen Ansatz, um die für den Alterungsprozess verantwortlichen molekularen Signaturen zu identifizieren», sagt Fortney. Ähnlich wie ein Fingerabdruck einmalig für jeden Menschen ist, ergeben diese Moleküle je nach Zusammensetzung in Blut und Gewebe eine spezifische Signatur für eine bestimmte Krankheit. In den kleinen Büros in einem angejahrten Gebäude unweit der University of California, Berkeley, hält man vergeblich nach einem Labor Ausschau. Die Experimente mit Mäusen sollen mit Partnern an Universitäten und aus der Pharmabranche durchgeführt werden. Namen will die BioAge-Chefin noch keine nennen.

Junges Blut

Wem all diese Verfahren nicht schnell genug gehen, kann sich bereits heute einer Blutplasmakur unterziehen. Seit September 2016 bietet das Start-up Ambrosia sowohl kranken als auch gesunden Probanden an, sich Blutplasma von unter 25-jährigen Spendern in die Venen spritzen zu lassen. Kostenpunkt: 8000 Dollar.

Gegründet wurde Ambrosia von Jesse Karmazin, der in Stanford Medizin studierte, aber keine Arztzulassung hat. Dass die Probanden die Kosten der Teilnahme an seiner ersten Studie gleich selbst übernehmen, dass sie auf dieser Basis ausgewählt werden und dass es keine Kontrollgruppe gibt, hat ihm viel Kritik eingebracht. «Anders bekomme ich die Studie nicht finanziert», verteidigt sich Karmazin. Bisher haben etwa 90 Personen teilgenommen, er hat eine Zulassung für bis zu 600. Einen Monat nach der Transfusion seien bei älteren Teilnehmern weniger Biomarker festgestellt worden, die auf Herz- und gewisse Krebserkrankungen hindeuteten, sagt Karmazin, warnt aber sofort, dass diese Ergebnisse «extrem vorläufig» seien.

Investoren habe er bisher noch nicht überzeugen können, sagt der 33-Jährige, der sein Start-up selbst finanziert. Entsprechend bescheiden führt er seine Geschäfte – aus seiner Einzimmerwohnung bei Washington D.C. heraus. Die Transfusionen werden derzeit lediglich in zwei Arztpraxen angeboten, eine befindet sich in Pacific Grove südlich des Silicon Valley, die andere in Tampa in Florida. «Ich habe viele Ärzte kontaktiert, aber die meisten sind sehr skeptisch und wollen nichts mit der klinischen Studie zu tun haben», sagt Mediziner Jesse Karmazin.

Anrufe von alten Männern

Auch Alkahest-Mitbegründer Wyss-Coray verfolgt die Anti-Aging-Bewegung mit grosser Skepsis – trotz seiner eigenen Entdeckungen. «Immortalists» und Transhumanisten würden ein schlechtes Licht auf seriöse Forscher werfen, sagt der Neurologieprofessor, der laut eigenen Angaben immer wieder Anrufe «von alten Männern mit dem Wunsch nach ewiger Jugend» bekommt. «Theoretisch ist es möglich, das Altern zu stoppen, zu verlangsamen oder rückgängig zu machen – ob es durchführbar ist, ist eine andere Frage», sagt er im Gespräch in seinem engen Labor auf dem weitläufigen Stanford-Campus. «Und ob dieses Ziel überhaupt erstrebenswert ist – das ist noch mal ein Thema für sich.» □

«Theoretisch ist es möglich, das Altern zu stoppen, zu verlangsamen oder rückgängig zu machen – ob es durchführbar ist, ist eine andere Frage.»

Helene Laube ist freie Journalistin in San Francisco. Sie war Gründungsmitglied der «Financial Times Deutschland» und deren langjährige Silicon-Valley-Korrespondentin.

Fotos: Frederic Neema/Polaris/laif; BioAge

Abonnieren Sie das Bulletin …

… oder bestellen Sie weitere Publikationen der Credit Suisse kostenlos unter **www.credit-suisse.com/shop** (Publikationenshop).

Elektronische Newsletter zu aktuellen Themen aus Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Sport sind unter **www.credit-suisse.com/newsletter/de** abonnierbar.

Absurde Geschichten:
Anne Bancroft und Dustin Hoffman
in «The Graduate», 1967.

Hollywood und die …

Foto: ddp images

Schon immer wurden in der Filmmetropole alternde Schauspieler und vor allem Schauspielerinnen diskriminiert. Das ändert sich jetzt – spät, aber unübersehbar.

Von Beatrice Schlag

Vor zwei Jahren erzählte Maggie Gyllenhaal, damals 37, dass man sie soeben als zu alt für die Rolle der Liebhaberin eines Schauspielers abgelehnt habe, der 55 war. Gyllenhaal spielte 2009 in «Crazy Heart» die junge Geliebte von Jeff Bridges, der 28 Jahre älter ist als sie, und erhielt dafür eine Oscar-Nominierung.

Hollywood ist voller solcher Geschichten. Als die britische Schauspielerin Helen Mirren, 72, die neben Susan Sarandon, 71, und Meryl Streep, 68, zu den wenigen viel beschäftigten Filmschauspielerinnen ihrer Generation gehört, von der abgelehnten Rolle von Gyllenhaal erfuhr, sagte sie: «Es ist verdammt himmelschreiend und lächerlich. Aber es war immer so. Wir sahen alle James Bond zu, wie er immer geriatrischer wurde und seine Freundinnen immer jünger.»

Es gibt allerdings noch wesentlich absurdere Geschichten zu Hollywoods sturer Überzeugung, dass nur faltenfreie Frauengesichter Zuschauer in die Kinos bringen. Anne Bancroft, die in «The Graduate» 1967 als reife Ehefrau den unerfahrenen Dustin Hoffman verführt, war nur sechs Jahre älter als er. Sally Field, zweifache Oscar-Gewinnerin, hatte noch 1988 Tom Hanks' Geliebte in «Punchline» gespielt. Nur sechs Jahre später besetzte sie in «Forrest Gump» die Rolle seiner Mutter. Die vielleicht amüsanteste Besetzung: Im Monumentalfilm «Alexander» von 2004 wurde die Mutter des mazedonischen Eroberers (Colin Farrell) von Angelina Jolie gespielt. Farrell ist nur ein Jahr jünger als Jolie. Aber es geht noch absurder: Jessie Royce Landis spielte im Hitchcock-Klassiker «North by Northwest» (1959) Cary Grants Mutter und ist zehn Monate jünger als er.

Robert Redford, really?

Männer wurden von Hollywoods «Ageism», wie die Altersdiskriminierung auf Englisch heisst, immer weniger erfasst als Frauen. Sean Connery durfte in «Entrapment» 1999 mit der damals 30-jährigen Catherine Zeta-Jones in eine gemeinsame Zukunft spazieren, ohne dass die fast 40 Jahre Altersunterschied gross zu reden gaben. Verstörender war, als Robert Redford, der grosse Unabhängige unter Hollywoods Superstars und Gründer des bedeutenden Sundance-Festivals für Indie-Filme, sich unters Messer legte und mit einem verwirrend gelifteten Gesicht wieder Filme drehte. Er ist jetzt 81 und noch immer dunkelblond. Zu viel Hollywood-Druck? Oder die vielen Menschen vertraute Schwierigkeit, die eigene Attraktivität im Spiegel nicht mehr wiederzufinden? Von allen chirurgischen Hollywood-Eingriffen wurde dieser am wenigsten verstanden. Robert Redford, really?

Wann Hollywoods Zweifel an der Formel «cooler Held mit heisser junger Frau» begannen, ist nicht auszumachen. 1995 drehte Clint Eastwood, als kompromissloser «Dirty Harry» zur Legende geworden, den ersten Film, in dem er als romantischer Held erschien: faltig, alles andere als siegessicher, nach einer Zufallsbegegnung hoffnungslos in die Provinz-Ehefrau und Mutter Meryl Streep verliebt. Bei «The Bridges of Madison County» krümmte sich mancher Mann, der von seiner Frau in den Film geschleppt worden war, vor Peinlichkeit. «Dirty Harry» in einem Liebesfilm für graue Panther! Doch Clint Eastwood war hervorragend. Kein kitschiger Ton, kein peinlicher Blick und nicht die geringste Angst vor Gefühlen. Eine gnädigere Linse, und man hätte ihn noch immer begehrenswert gefunden. Aber die Western- und Cop-Ikone Eastwood als glücklosen Liebhaber mit dem unter seiner Regie unbarmherzig ausgeleuchteten Krötenhals zu sehen, das war wirklich neu. Die Kritiker lobten beeindruckt, aber verwirrt. Der Film, der 24 Millionen Dollar kostete, spielte über 180 Millionen ein. Da schaut Hollywood hin. Seither bekommt Eastwood all seine Projekte mit Leichtigkeit finanziert. Und produziert, inzwischen 87, einen Erfolgsfilm nach dem andern – bleibt dabei aber ein Ausnahmephänomen.

«Es änderte sich gar nichts»

Vier Jahre zuvor hatte Geena Davis neben Susan Sarandon die Hauptrolle in Ridley Scotts «Thelma and Louise» gespielt. Nach dessen völlig unerwartetem Welterfolg dachte Davis, die Filmwelt würde sich verändern. Das mit einem bescheidenen Budget von 16 Millionen gedrehte Roadmovie über eine unglückliche Hausfrau und eine rastlose Kellnerin, die zusammen ein Wochenende verbringen wollen und am Schluss mit ihrem Wagen lieber über eine Klippe rasen, als in ihren freudlosen Alltag zurückzukehren, brachte allein in den US-Kinos beim Start 45 Millionen Dollar ein. Scott wurde, wie Davis und Sarandon, für einen Oscar nominiert. «Ich dachte, ‹Wow, wir geben Frauen wirklich nicht oft die Gelegenheit, über weibliche Filmfiguren nachzudenken, die ihr Leben in die Hand nehmen›», sagt Davis, «und ich war überzeugt, es würde nun eine Flut von Freundinnen-Filmen kommen. Aber es änderte sich gar nichts.»

Geena Davis, eine grossartige Schauspielerin, attraktiv, selbstbewusst, blitzgescheit, Mensa-Club-Mitglied mit einem IQ von 140, bekam nach «Thelma and Louise» nur noch wenige Angebote, die sie interessierten: «Ich würde gerne mehr arbeiten, wenn die Rollen gut wären.» Aber die Rollen kamen nicht. Sie begann sich zu fragen, warum. Mit ihrer kleinen Tochter sah sie ›

Frauen

fern und bemerkte, dass selbst in Statistenrollen für Kinderfilme die Frauen lächerlich untervertreten waren. So gründete sie das Geena Davis Institute on Gender in Media und beauftragte renommierte Institute mit Studien.

Die Resultate waren für Frauen niederschmetternd. In ganz normalen Strassenszenen von Hollywood-Filmen, die man allenfalls im Unterbewusstsein registriert, sind durchschnittlich nur 17 Prozent der Statisten weiblich. «Gehen wir nicht auf die Strasse?», fragt Davis rhetorisch.

Und anders als im richtigen Leben haben Frauen in Filmen selten interessante Berufe. «Das sind Bilder, mit denen wir gross werden», sagt Davis, «wir bemerken es nicht einmal.» Ihr Ehrgeiz ist nicht, das Publikum zu erziehen. Sie tourt mit ihren Erkenntnissen durch die Studios in Hollywood: «Wir kennen uns hier ja alle, und die Studioleute hören sehr interessiert zu, weil sie genauso überrascht sind, wie ich es war.» Denn Film kann die Realität eine Weile ignorieren und manipulieren. Aber wenn die eigene Welt unglaubwürdig dargestellt wird, bleibt der Erfolg auf Dauer aus.

Die besten Argumente liefern die TV-Serien

Mindestens ebenso beachtet wie Geena Davis' inzwischen anerkannte Gender-Forschungen zum Film sind in Hollywood andere, vermutlich noch entscheidendere Daten. Die über 60-jährigen Babyboomer machen allein in den USA mittlerweile fast

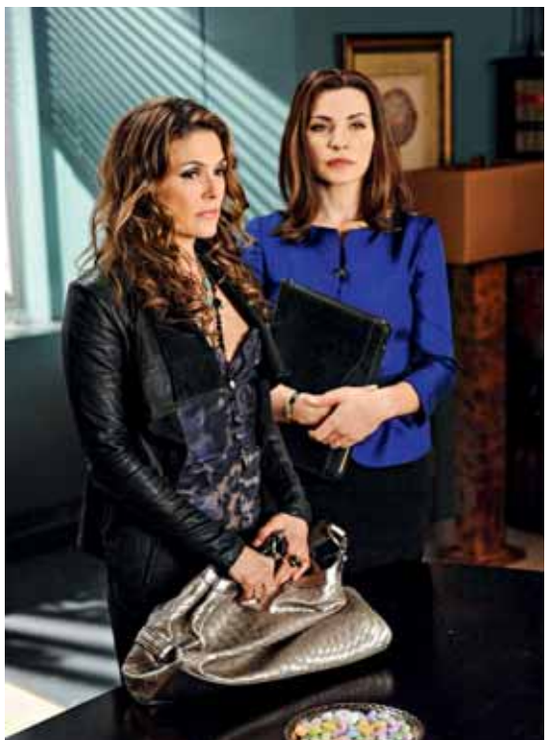
Wenn die eigene Welt unglaubwürdig dargestellt wird, bleibt der Erfolg auf Dauer aus.

20 Prozent der Bevölkerung aus. Viele von ihnen sind begeisterte Kinogänger. Aber sie wollen ihre Altersgenossen nicht nur als Grossmütter und Grossväter auf der Leinwand sehen, sondern als Menschen, die mit ihrem Leben noch etwas vorhaben. Als der kleine britische Film «The Best Exotic Marigold Hotel» 2011 und das Sequel vier Jahre später mit der Seniorenelite unter den Schauspielern des Landes (Judi Dench, Maggie Smith, Bill Nighy, Tom Wilkinson) weltweit über 220 Millionen Dollar einspielten, realisierte Hollywood, dass es an einem riesigen Markt vorbeiproduziert hatte.

Die Reaktion ist zu besichtigen. Der Ire Liam Neeson, 65, wurde mit Spielbergs «Schindler's List» zum Star. Heute ist der hervorragende Schauspieler in «Taken» und anderen Actionfilmen Hauptdarsteller in einer Kategorie, die es vor zwanzig Jahren nicht gab: der alte Kampfheld mit Zweifeln und feinen Zwischentönen. Sylvester Stallone, Arnold Schwarzenegger und Harrison Ford, alle in ihren Siebzigern, brillieren als Söldnertruppe in «The Expendables». Michael Caine, 84, Morgan Freeman, 80, und Alan Arkin, 83, spielten sich mit «Going in Style» als Bankräubertrio in die Kinos. Tom Cruise, 55, dreht weiter «Mission: Impossible» und behauptet, er mache die Stunts selbst. Ob das stimmt oder nicht: Das Publikum wird nicht müde, ihm zuzusehen.

1

3



5

2

4

Cruises Ex-Frau Nicole Kidman, 50, ist hingegen, wie zahlreiche reich gewordene Schauspielerinnen, inzwischen auch Produzentin. Sie kauft Buchrechte und Drehbücher mit Frauenrollen, die man ihr nie angeboten hätte, und sucht sich die Regisseure – vorzugsweise weiblich – selbst aus. Das Ausnahmetalent, das dem Jugendwahn mit einem maskenhaft faltenfrei gespritzten Gesicht allerdings auch Tribut zollt, ist 2017 gleich in vier Rollen zu sehen.

Die überzeugendsten Argumente gegen Hollywoods veralteten Ageism allerdings liefern nicht die Kinos, sondern die TV-Serien. Sie führen mit einem Riesenangebot an klischeefreien Rollen für Schauspielerinnen und Schauspieler über 40 vor, wie sehr sich die Welt für Menschen verändert hat, die Hollywoods Filmindustrie jahrzehntelang ignoriert oder in Nebenrollen abgeschoben hatte. In gefeierten Serien wie «The Good Wife», «Modern Family», «House of Cards» oder «Big Little Lies», um nur wenige zu nennen, fehlt Ageism nicht aus politischer Korrektheit, sondern schlicht deshalb, weil sie sich für spannende Menschen mehr interessieren als für Jahrgänge.

Zu den wichtigsten Wegbereiterinnen dessen, was oft das goldene Zeitalter des Fernsehens genannt wird, gehören nicht zufällig zwei Frauen: die Drehbuchautorinnen und Produzentinnen Marta Kauffman, 61, und Shonda Rhimes, 47. Kauffman schrieb und produzierte mit «Friends» in den neunziger Jahren eine der weltweit erfolgreichsten TV-Serien. Die Afro-Amerikanerin Shonda Rhimes lancierte mit «Grey's Anatomy» erstmals eine Ärzteserie mit Hauptdarstellerinnen und Hauptdarstellern verschiedenster Rassen und Alterskategorien und doppelte mit den Hitserien «Scandal» und «How to Get Away with Murder» nach.

Damien Chazelle, Regisseur von «La La Land» und der jüngste, dem Hollywood je einen Oscar für die beste Regie verlieh, ist trotz seiner erst 32 Jahre ein energischer Kritiker von Ageism: «Hollywood war und ist besessen von der Jugend, oft zu seinem eigenen Schaden. Sie sagen, es habe weniger mit Alter zu tun als damit, aktuell und gängig zu sein. Aber das ist nur eine Ausrede.» Marta Kauffman sagt, es sei noch immer so gut wie ausgeschlossen, Geld für einen Film mit einer älteren Hauptdarstellerin zu bekommen, die nicht Meryl Streep oder Sandra Bullock heisse. Sie schrieb soeben mit «Grace and Frankie» die erste Staffel einer TV-Serie über zwei Frauen, die sich anfreunden, nachdem beide von ihren Männern verlassen wurden. In den Hauptrollen: Jane Fonda, 79, und Lily Tomlin, 78. Fernsehen macht's möglich. □

1 und 2 — Erst seine Geliebte, dann seine Mutter: Sally Field und Tom Hanks in «Punchline», 1988, sowie in «Forrest Gump», 1994.

3 — Liebesfilm für graue Panther: Meryl Streep und Clint Eastwood in «The Bridges of Madison County», 1995.

4 — Der alte Kampfheld mit Zweifeln: Liam Neeson in «96 Hours – Taken 2», 2012.

5 — Das Fernsehen macht es vor: Julianna Margulies und Paige Turco in «The Good Wife», 2010.

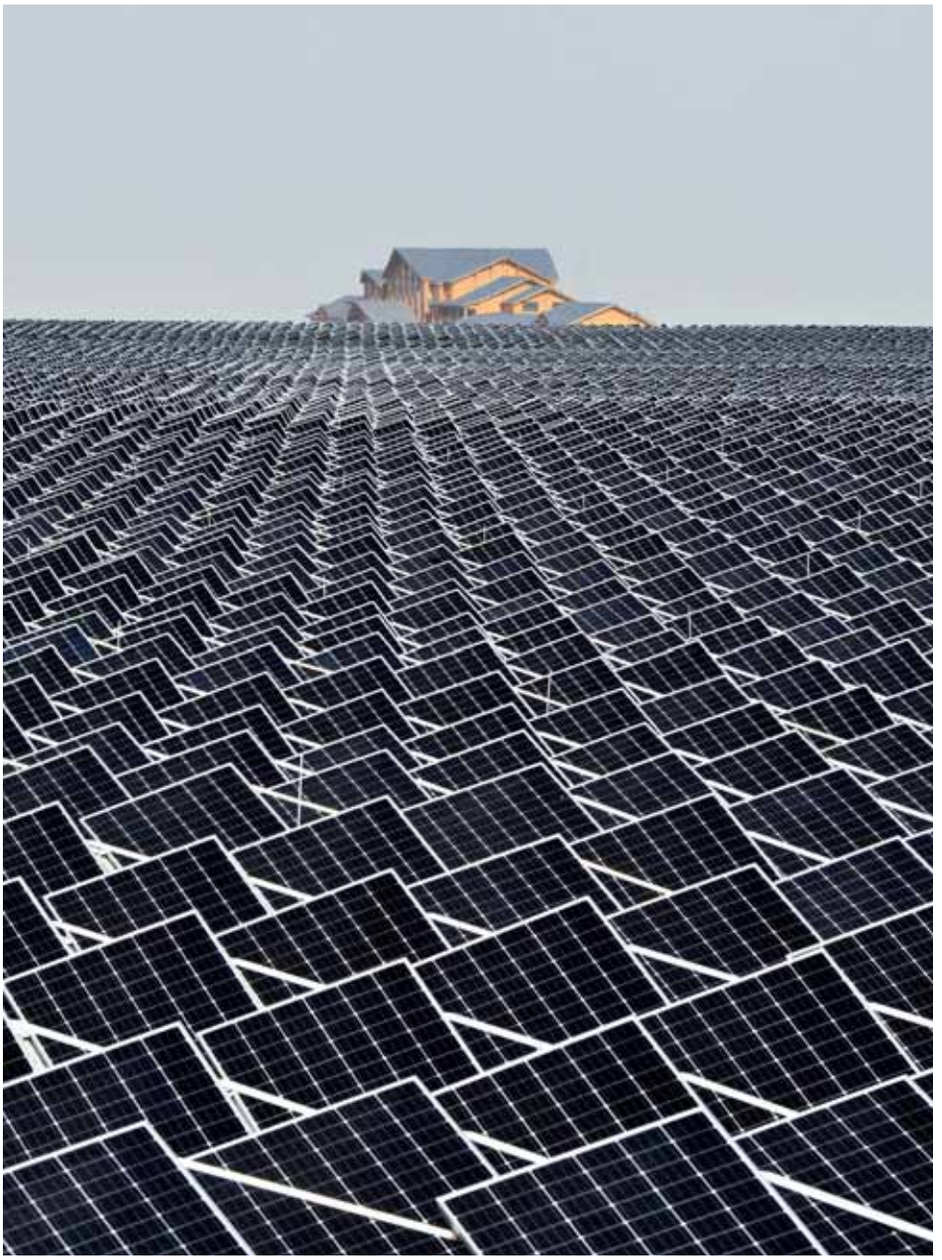
Beatrice Schlag ist freie Journalistin in Zürich und Los Angeles.

Fotos: Moviestore Collection (3); ddp images (2)

«Fortschritt darf nicht zu Selbstgefälligkeit führen»

Fatih Birol, der Chef der Internationalen Energieagentur (IEA), über den Energiekonsum von älteren Menschen, das Aussterben fossiler Energieträger und über die Frage, wie er trotz Vielfliegerei ein nachhaltiges Leben führt.

Von Bruno Bischoff, Head Sustainability Affairs, Credit Suisse



«China hat bereits jetzt das für 2020 festgelegte Ziel für Solarenergie übertroffen», sagt Fatih Birol. Im Bild: Solarpanels in Yinchuan, China.

Fatih Birol, 59, ist Exekutivdirektor der Internationalen Energieagentur der OECD in Paris (IEA). Der alljährliche «World Energy Outlook» der IEA gilt als die Referenzpublikation für den globalen Energiemarkt. Birol, geboren in Ankara, wurde verschiedentlich für seine Beiträge zum Verständnis globaler Energieprobleme ausgezeichnet.

Fotos: International Energy Agency; Reuters Pictures

Fatih Birol, die Bevölkerungen der meisten Industriestaaten werden immer älter. Wie beeinflusst das den Energiekonsum?
Eine ältere Bevölkerungsschicht führt zu tendenziell kleineren Haushaltgrössen, das erhöht den Konsum. Ausserdem leben ältere Menschen eher in älteren, weniger energieeffizienten Gebäuden. Auf der anderen Seite braucht diese Altersschicht oft weniger Energie für Mobilität.

Wie überzeugt man diese Generation, weniger Energie zu verbrauchen?
Das ist bei allen Menschen eine grosse Herausforderung! Und es geht nur, wenn es Bestimmungen und politische Grundsätze gibt, die den Markt in eine Richtung bewegen, wo effiziente Lösungen nicht nur das Beste sind für die Umwelt, sondern auch die wirtschaftlich beste Wahl.

Ein Beispiel?
Es ist klar, dass Emissionsstandards für Fahrzeuge enorme Auswirkungen auf deren Energiekonsum haben. Gleichzeitig ist eine technologische Revolution im Gange. Letztes Jahr wurden 40 Prozent mehr elektrische Fahrzeuge verkauft.

Wird das Erdöl als Antriebsstoff also bald ausgedient haben, oder wird die fossile Energie generell aussterben?
Sogar unter unserem «450 Szenario», das von einem globalen Energieverbrauch ausgeht, der den Temperaturanstieg auf zwei Grad limitiert, wird fossile Energie immer noch eine kritische Rolle spielen. In diesem Szenario decken Kohle, Öl und Erdgas im Jahr 2040 über 50 Prozent des Energieverbrauchs ab. Erneuerbare Energien spielen eine immer wichtigere Rolle, aber fossile Brennstoffe braucht es noch lange.

Was ist Ihr Szenario für die Übergangsjahre? Beginnen wir beim Erdöl.
Es gibt Prognosen, die meinen, der «Peak Oil» in der Nachfrage komme eher früher als später – unsere Analysen stützen diese Sicht nicht. Es stimmt, dass der Verbrauch von Personenwagen zurückgeht, aber grosse Nachfragezunahmen bei der Schifffahrt, dem Flugverkehr und bei petrochemischen Produkten gleichen das mehr als aus. Getrieben wird die steigende Nachfrage übrigens von Asien.

Welche Rolle wird die erneuerbare Energie spielen?
Auch bei ihrem Wachstum ist Asien führend. Über die nächsten fünf Jahre werden wir Riesenfortschritte sehen, bei der Elektrizität wird der Anteil an erneuerbarer Energie 40 Prozent erreichen. Ein Grossteil davon wegen China, das bereits jetzt das für 2020 festgelegte Ziel für Solarenergie übertroffen hat.

Drei weitere Energiequellen: Erdgas?
Der Boom der erneuerbaren Energie schmälert die Rolle von Erdgas für die Stromerzeugung. Aber die Nachfrage wird trotzdem um jährlich 1,6 Prozent zunehmen bis 2022, da der Energiekonsum insgesamt wegen der Entwicklungsländer und der Industrie weiterwächst.

Kohle?
Mit dem Wachstum von erneuerbaren Energien und Gas nimmt die Bedeutung von Kohle ab. Ihr Anteil an der Stromerzeugung wird von 40 Prozent im Jahr 2014

«Fossile Brennstoffe braucht es noch lange.»

bis 2021 auf 36 Prozent sinken. Welche Rolle Kohle in der Zukunft spielt, hängt hauptsächlich von Chinas Politik ab.

Kernenergie?
2016 war ein Rekordjahr, seit 25 Jahren wurden nicht mehr so viele neue Kraftwerke in Betrieb genommen. Doch während Kernenergie auch in Zukunft eine Rolle darin spielen wird, CO_2-arme Elektrizität zu produzieren, wird sie wohl nicht mehr stark weiterwachsen. Die Kraftwerke brauchen sehr viel Vorfinanzierung, es gibt regulatorische Hürden, und natürlich gibt es öffentliche Bedenken über die Sicherheit und Nachhaltigkeit.

Energieeffizienz wird auch der «unsichtbare Treibstoff» genannt – wie sieht dessen Zukunft aus?
Der Anteil des weltweiten Energieverbrauchs, der von Bestimmungen zur Energieeffizienz abgedeckt ist, ist 2016 auf fast 32 Prozent gewachsen. Die schlechte Nachricht ist, dass im Vergleich zu früheren Jahren die jüngste Zunahme praktisch nur auf bestehende Bestimmungen zurückgeht, die regulieren, wie Geräte, die Energie brauchen, ersetzt werden müssen. Nur 1 Prozent geht auf neue Bestimmungen zurück, ein historisches Tief. Was in den nächsten fünf Jahren passieren wird, hängt grösstenteils davon ab, wie engagiert die Länder den «unsichtbaren Treibstoff» fördern.

Der Staat soll energieeffiziente Lösungen fördern – warum kann das eigentlich der Markt nicht selbst?
Verstehen Sie mich nicht falsch – dem Markt kommt eine wichtige Rolle zu! Aber Regierungserklärungen lenken ihn in die richtige Richtung. Zum Beispiel bei Kühlschränken: Weil reguliert ist, dass auch das schlechteste Gerät minimale Standards einhalten muss, haben sich die Märkte auf Energieeffizienz ausgerichtet, ohne die Preise anzuheben. Oder Glühbirnen: Ohne Regulierung gäbe es keinen Trend zu energieeffizienterem Licht.

So wie wir heute leben, tragen wir der Welt genügend Sorge?
Was ich in den letzten Jahren gesehen habe, macht mir Mut. Die Ratifikation des Pariser Klimaabkommens war eine historische Entwicklung und fiel mit dem dritten Jahr zusammen, in dem es bei den CO_2-Emissionen fast kein Wachstum gab. Schauen wir uns zudem das grosse Wachstum bei der erneuerbaren Energie und bei der Energieeffizienz an, sehe ich eine positive Zukunft vor uns.

Also alles gut?
Natürlich gibt es Dinge, die man besser machen kann – Fortschritt darf nicht zu Selbstgefälligkeit führen. Eine Milliarde Menschen rund um die Erde leben heute ohne Zugang zu Elektrizität. Und drei Millionen sterben vorzeitig wegen der schlechten Luftqualität.

In Ihrer Position müssen Sie viel fliegen, Ihr ökologischer Fussabdruck ist nicht klein.
Das stimmt. Ich versuche, meinen Beitrag in anderen Bereichen zu leisten: So bin ich ein grosser Fan des öffentlichen Verkehrs und besass ich noch nie ein Auto. Ich gehe zu Fuss oder nehme die Metro ins Büro. □

Wohnen im Alter: Daheim statt im Heim

Der Bedarf nach Pflegeheimplätzen steigt längerfristig weiter an. Aber das Wohnen im Alter ändert sich. Immer mehr Menschen verbringen den Lebensabend in den eigenen vier Wänden.

Von Andreas Christen und HifuMiyo (Illustration)

«Jeder möchte lange leben, aber keiner will alt werden», stellte der irische Schriftsteller und Satiriker Jonathan Swift schon im 18. Jahrhundert fest. Heute leben wir durchschnittlich zwar deutlich länger als zu Swifts Zeiten, alt werden wir aber noch immer. 2017 leben in der Schweiz gut 430 000 Über-80-Jährige. 2040 dürften es rund 830 000 sein. Diese beispiellose Entwicklung steigerte die Nachfrage nach Pflegedienstleistungen und Wohnraum für Betagte enorm.

Von dieser Entwicklung dürften langfristig unter anderem die Pflegeheime profitieren. Wir gehen davon aus, dass die Schweiz bis 2040 knapp 40 000 zusätzliche Pflegebetten benötigt. Dies dürfte Investitionskosten in der Höhe von über 13 Milliarden Franken mit sich ziehen. Das hört sich nach sehr viel an. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, dass das erforderliche Wachstum der Anzahl Pflegebetten deutlich tiefer liegt als der erwartete Zuwachs der Über-80-Jährigen (siehe Grafik).

Im Wesentlichen gibt es zwei Gründe für diese Differenz: Erstens altern wir «gesund». Die Menschen werden zwar älter – sind deswegen aber nicht länger pflegebedürftig als früher – eher im Gegenteil. Der seit Jahrzehnten registrierte Anstieg der Lebenserwartung führt daher nicht zu einem höheren Bettenbedarf. Zweitens wünscht sich eine Mehrheit der Menschen, den Lebensabend in den eigenen vier Wänden verbringen zu können. Und in den letzten Jahren nahmen die Möglichkeiten dafür zu. Zwar betreuen heute Verwandte und Bekannte pflegebedürftige Angehörige und Freunde weniger häufig als früher.

Dafür ist aber das Angebot an professionellen Heimpflegediensten wie der Spitex förmlich explodiert. Die Zahl der Spitex-Beschäftigten stieg zwischen 2011 und 2015 um ein Fünftel. Insgesamt leistete die Spitex 2015 knapp 14 Millionen Pflegestunden; 30 Prozent mehr als vier Jahre zuvor.

Mehr Betagte als Betten

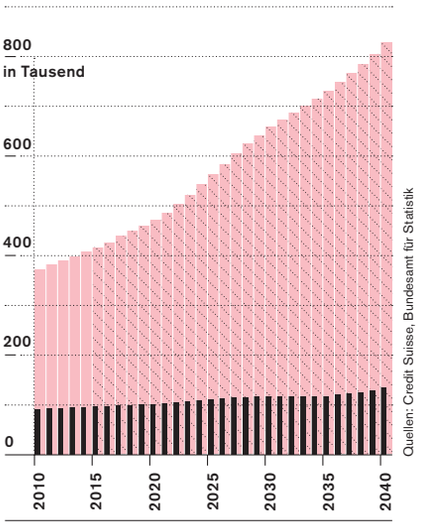
Die Bedeutung der Spitex dürfte weiter wachsen. Viele Kantone verfolgen die Strategie «ambulant vor stationär» aktiv, das heisst, sie forcieren die Pflege und Betreuung daheim statt im Heim. Dies entspricht meist den Bedürfnissen der Betagten, ist aber auch für die Kostenfrage relevant. Studien zeigen, dass bis zu einem täglichen Pflegebedarf von ein bis zwei Stunden die Spitex aus Vollkostensicht die Pflege ökonomisch effizienter gewährleisten kann als Heime. Und das Potenzial ist vielerorts noch nicht ausgereizt. So kommen in Genf und in der Waadt – Vorreiter der ambulanten Pflege – auf 100 Über-80-Jährige etwa acht Spitex-Vollzeitstellen. In den meisten anderen Kantonen schwankt diese Zahl zwischen drei und fünf.

Solange die Verlagerung in die ambulante Pflege derart stark forciert wird, müssen Heime damit rechnen, dass der Bettenbedarf deutlich langsamer steigt als die Zahl der Betagten. In gewissen Regionen bleiben seit zwei, drei Jahren sogar ungewöhnlich viele Betten kalt, und mancherorts verschwanden die langen Wartelisten für Heimplätze. Dass gemäss der Einschätzung der Credit Suisse langfristig die Zahl der benötigten Pflegebetten dennoch klar ansteigen dürfte, liegt am schieren Ausmass des demografischen Wandels – wobei dieser erst nach 2020 seine volle Kraft zu entfalten beginnt, wenn die ersten Jahrgänge der Babyboomer-Generation schrittweise in das betreuungs- und pflegebedürftige Alter kommen.

Bis dann wird sich zudem die Rolle der Heime und die Funktion der Pflegeplätze ändern. In seiner Zukunftsvision «Wohn- und Pflegemodell 2030» sieht der Heimverband Curaviva zum Beispiel vor, dass sich Heime künftig vermehrt zu Dienstleistungszentren für Pflegebedürftige wandeln. Diese Zentren bieten den Betagten künftig nicht nur stationäre Pflege an, sondern sollen ihnen möglichst lange ein selbstbestimmtes Leben in der bevorzugten Wohnumgebung ermöglichen. Das Konzept «ambulant *vor* stationär» würde dadurch zu «ambulant *und* stationär» erweitert.

Länger daheim bleiben

Zahl der benötigten Betten im Pflegeheim wächst deutlich langsamer als die Zahl der Betagten



Quellen: Credit Suisse, Bundesamt für Statistik

Altersgerechter Wohnraum benötigt

Damit diese Vision umgesetzt werden kann, benötigt es jedoch nicht einfach nur mehr Spitex-Angebote, sondern auch altersgerechten Wohnraum. Die Wohnungen müssen so attraktiv sein, dass ein Umzug auch schon lange vor der Pflegebedürftigkeit infrage kommt. Ideal dafür sind kleinere Wohnungen, denn Privatsphäre verliert auch im Alter nicht an Wichtigkeit und Mehrgenerationenhaushalte haben kaum noch Bedeutung. Wichtige Objektmerkmale sind Barrierefreiheit, gemütliches und konfliktfreies Wohnen sowie eine gute Erschliessung durch den öffentlichen Verkehr.

Die Nähe zu Pflegeheimen, Spitälern oder ambulanten Stützpunkten erleichtert den Zugang zu Pflegedienstleistungen und garantiert einen raschen Notfallservice. Der Anforderungskatalog für Wohnungen pflegebedürftiger Personen ist überschaubar, und viele herkömmliche Neubauten erfüllen bereits einige der Kriterien.

Ambulant und stationär

Die Bandbreite der Angebote ist gross. Sie reicht von normalen modernen Wohnungen über Alters-WGs bis hin zu betreutem Wohnen. Diese Kategorie ist stark im Wachstum begriffen. Neue Pflegeheime werden immer öfter in Kombination mit betreuten Wohnungen in unmittelbarer Nähe gebaut. Genaue Zahlen zum Markt gibt es noch kaum. Eine kürzlich erschienene Studie des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) zählte schweizweit rund 16 000 Alterswohnungen. Aufgrund der lückenhaften Datenlage geht das Obsan aber davon aus, dass es deutlich mehr sind. Besonders hoch ist das Angebot in den Kantonen Basel-Stadt und Zug. Dort stehen pro 100 Über-80-Jährige zwischen 12 und 13 Alterswohnungen zur Verfügung.

Wie viele zusätzliche betreute Alterswohnungen künftig nötig sein werden, um den steigenden Bedarf abzudecken, ist schwierig abzuschätzen. Vieles hängt von politischen Entscheiden wie der Intensität der Umsetzung der «Ambulant *und* stationär»-Strategie in den Kantonen ab. Es ist aber davon auszugehen, dass es bis 2040 schweizweit nicht nur mehrere Tausend, sondern Zehntausende zusätzliche Wohnungen sein dürften. □

Andreas Christen arbeitet bei Swiss Sector & Regional Analysis der Credit Suisse.

Japan

Unsere Zukunft, heute

Nirgendwo ist die Alterung der Bevölkerung so fortgeschritten wie in Japan. Was bedeutet das für eine Gesellschaft? Reise durch ein Land, in dem die demografische Zukunft Europas heute schon zu besichtigen ist.

Von Sonja Blaschke (Text) und Yasuyuki Takagi (Fotos)

«Haben Sie sich heute schon genug bewegt?»: Gesprächsroboter Palro im Dialog mit einer Bewohnerin des Altersheims «Rainbow» in Toyama (Bild links).

Mit zwei Dutzend Senioren und mehreren Betreuern ist viel Betrieb in der Tagespflegestation im Altersheim «Rainbow» in Toyama, 260 Kilometer nordwestlich von Tokio. Der Tischgefährte einer älteren Dame mit braun-grauem Haar ist neugierig: «Haben Sie sich heute schon genug bewegt?», will er von der 86-Jährigen wissen. Der Gesprächspartner heisst Palro, er ist ein 40 Zentimeter kleiner Roboter. Wie er auf dem Tisch vor der Frau steht, erinnert er an ein Lego-Männchen. Im Gesicht blinkt eine Digitalanzeige, eine Kamera sieht das Gegenüber.

«Bitte kommen Sie nah zu mir hin und sagen Sie laut Ihren Namen», bittet er die Seniorin. Sie dreht ihm ihr linkes Ohr zu. «Shiohara Kazuko», sagt sie. «Ishiohara», wiederholt Palro den Familiennamen falsch. Beim Vornamen steigt er aus: «Fumufumu», stottert er. «Erfreut, Sie kennenzulernen!», tönt es irgendwann, und der Roboter verbeugt sich, wie in Japan üblich. Dank Gesichtserkennung soll er die Frau später wiedererkennen, verspricht der Hersteller. Dann stimmt Palro ein Lied an und Shiohara singt leise mit.

Man habe verschiedene Roboter angeschaut, sagt der Leiter des Heims, und sich dann für den Kommunikationsroboter entschieden. Ausserdem würden sie stofftierartige Roboter in Form von Robben einsetzen, die wie echte Babyrobben quäken. Aber dieser würden die Leute recht schnell überdrüssig, sagt der Heimleiter.

Vielleicht passt das Hightech-Tier besser in eine Demenzstation, wie es sie in einem anderen Altersheim gibt, das eine Stunde von Toyama-Stadt entfernt in der gleichen Präfektur liegt. Dort wird es hervorgezaubert, wenn die Stimmung in der Gruppe angespannt ist. Der Anblick der Robbe heitert sofort alle auf. «Das ist mein zweitbester Freund», sagt ein weisshaariger bebrillter Senior im Rollstuhl, während er das Robotertier tätschelt.

Die seniorenfreundlichste Stadt

Japan ist das älteste Land der Welt: Japaner werden im Durchschnitt 80, Japanerinnen 87 Jahre alt. Erreichten 1955 in Japan nur fünf Prozent der Bevölkerung das 65. Lebensjahr, ist jeder vierte Japaner heute 65 Jahre und älter; 2040 soll es bereits jeder dritte sein. 2016 hat die Zahl der Japaner über 90 erstmals die Zwei-Millionen-Marke überschritten (bei einer Gesamtbevölkerung von rund 127 Millionen Menschen). Im Vergleich dazu sank die Zahl der in Japan geborenen Kinder zuletzt auf unter eine Million. Die Geburtenrate ist mit rund 1,5 Kindern pro Frau anhaltend niedrig (dazu später). Man schätzt, dass in Japan 2050 einem Rentner 1,2 arbeitende Personen gegenüberstehen; 2011 waren es 2,5, 1965 sogar 9,1. Das Land schrumpft, und zwar schnell. Bis 2053 könnte die Bevölkerungszahl um fast einen Viertel auf unter 100 Millionen fallen.

Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn immer mehr Senioren immer weniger Berufstätigen gegenüberstehen? Wie sehen Städte für ältere Menschen aus?

> Was bedeutet es, wenn immer mehr Senioren immer weniger Berufstätigen gegenüberstehen?

Welche neuen Dienstleistungen, welche neuen Produkte gibt es für Senioren? Und welche Rolle spielen junge Menschen?

Auf der Suche nach Antworten auf diese Fragen führt die Reise in den Westen Japans, nach Toyama. Pittoresk zwischen dem Japanischen Meer und der 3000 Meter hohen Tateyama-Bergkette gelegen, ist es eine japanische Provinzstadt mit den typischen Problemen: 30 Prozent der 420 000 Einwohner sind Senioren. Es gibt etwas Industrie, etwa Pharma- oder Hightech-Unternehmen, aber wer Karriere machen will, geht nach Tokio. Tourismus spielt kaum eine Rolle. Junge wandern aus ländlichen Siedlungen ab, Alte bleiben zurück. Felder und Obsthaine liegen brach. Mangels Nachwuchs werden Grundschulen geschlossen oder zusammengelegt.

Was Toyama von anderen Städten unterscheidet, ist der Umgang mit den Herausforderungen des demografischen >

Japan: das älteste Land der Welt

Einwohner: 127 Millionen
Bevölkerungswachstum: –0,1 Prozent
Geburtenrate: 1,5
Lebenserwartung: 84 Jahre
Anteil Über-65-Jähriger: 1. Japan 26,6 %, 2. Italien 22,7 %, 3. Deutschland 21,3 %, […] 23. Schweiz 18,2 %
Pro-Kopf-Einkommen: USD 38 894

30 Prozent Senioren: Bürgermeister Mori mit seinen Eltern (89 und 94 Jahre alt).

Stimmungsaufheller: Hightech-Robbe auf der Demenzstation.

Die Dinge laufen in eine gute Richtung: Niederflurtram in Toyama.

Lösung für viele Probleme: Gymnastik im Wasser aus einer Onsen-Quelle.

Wandels. Toyama hat es als erste Stadt Japans auf eine globale Liste von «100 resilienten Städten» der Rockefeller Foundation geschafft – an der Seite von Barcelona, Los Angeles und Sydney. Hier laufen die Dinge in eine gute Richtung. Denn was die ausgewählten Städte auszeichnet, ist, dass man ihnen zutraut, akute Schockerlebnisse sowie ständige Stressfaktoren – im Fall von Toyama Flutkatastrophen sowie die Überalterung – zu überstehen, sich anzupassen und an den Herausforderungen zu wachsen. Die Teilnehmer erhalten eine Anschubfinanzierung sowie logistische und konzeptuelle Unterstützung. Die Juroren bewerteten die Bereitschaft zum Wandel und zur Kooperation mit verschiedenen Parteien – und wie innovativ das jeweilige Stadtoberhaupt agiert.

An der Aufnahme in das Programm hat Masashi Mori grossen Anteil. Er ist seit 15 Jahren Bürgermeister von Toyama und gilt als besonders einfallsreich. Der frühere Anwalt will Toyama zur seniorenfreundlichsten Stadt Japans verwandeln und sie so attraktiv machen, dass sich auch Firmen und junge Arbeitnehmer mit ihren Familien dort ansiedeln wollen. «Man kann den Bevölkerungsschwund nicht aufhalten, aber es ist nötig, einen möglichst milden Verlauf zu schaffen, damit die jungen Generationen in 20, 30 Jahren keine so grosse Last spüren», sagt Mori.

Der Bürgermeister will mit Toyama eine Vorreiterrolle übernehmen und zeigen, wie eine Stadt proaktiv und ganzheitlich dem demografischen Wandel die Stirn bieten kann. Auch in Europa sind Länder wie Italien und Deutschland auf dem besten Weg zu japanischen Verhältnissen. Auch dort ist heute schon jeder Fünfte im Seniorenalter, Tendenz steigend.

Rollatoren zum Ausleihen

Mori ist ein pragmatischer, hartnäckiger Macher und nach anfänglicher Skepsis hat der Witwer und Vater zweier Töchter sich den Respekt der Bürger erarbeitet. Der 65-Jährige macht aus Toyama eine «Stadt

Der Bürgermeister will mit Toyama eine Vorreiterrolle übernehmen.

Körper und Geist: Sportlektion im Präventionszentrum Kadokawa.

Eingang zur Tagespflege «Konoyubi Tomare».

der kurzen Wege». Keine einfache Aufgabe in einem Provinzort, der die geringste Baudichte Japans aufweist, der sich ausdehnt und dessen Ränder ausfransen, womit auch das Auto das Fortbewegungsmittel der Wahl ist. Doch jetzt lassen sich Ziele im Stadtzentrum über eine praktische Ringbahn mit neuen Niederflurwagen erreichen.

Rund um das Toyama-Schloss wurde ein Bikesharingsystem installiert. Senioren können an einer Einkaufsmeile Rollatoren ausleihen. Ein medizinisches Zentrum und eine Bibliothek mit modernem Glasmuseum sind Publikumsmagnete. Seit es diese Einrichtungen gibt, verzeichnete die Innenstadt mehr Fussgänger, mehr Restaurantbesuche, mehr Trambenutzer und weniger leer stehende Läden (und auch mehr Alkoholkonsum). Die Stadt setzt finanzielle Anreize, damit Privatleute und Firmen in die Nähe von Tram- und Busstationen im Zentrum umziehen. Wohnten 2005 noch 28 Prozent der Bürger im Zentrum, sollen es 2025 42 Prozent sein.

Mori ist stolz auf die «Face to face»-Betreuung: 99 Prozent der Bürger wohnen im Umkreis von zwei Kilometern von einer Rathauszweigstelle, 88 Prozent in der Nähe einer Sozialstation – so viele wie sonst nirgends in Japan.

Mori zeigt seine Rabattkarte für Senioren. Jede Tramfahrt kostet damit nur 100 Yen, weniger als einen Franken. Der Zoo oder kulturelle Einrichtungen sind für Grosseltern mit ihren Enkeln kostenlos. «Der wichtigste Grund dafür, dass Leute als pflegebedürftig eingestuft werden, ist die Demenzerkrankung. Wenn Leute sich zurückziehen, begünstigt das die Demenz», sagt Mori. «Deswegen versuchen wir, die Menschen dazu zu bewegen, nach draussen zu gehen, Sport zu treiben und mit anderen zu reden.» Mit Erfolg: Der Anteil der Bürger, die als pflegebedürftig eingestuft werden, sei gesunken. Das entlastet die Kasse: Dank der Rabattkarte gehen Senioren nachweislich mehr – und sparen so der Stadt täglich umgerechnet 2700 Franken an Behandlungskosten. Zur Motivation verleiht die Stadt Schrittzähler mit GPS, die umgekehrt auch helfen, Demenzerkrankte aufzuspüren …

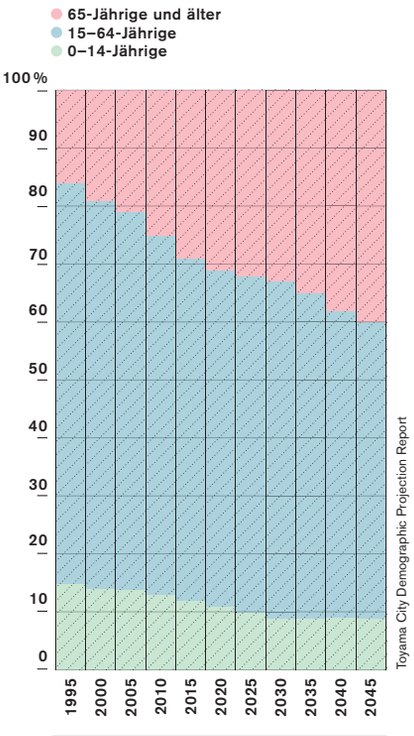
«Japan ist nicht vorbereitet»

Die Sozialpsychologin und Gerontologieforscherin Hiroko Akiyama von der Universität Tokio hat Mori beraten. «So wie in Toyama sollten das alle japanischen Städte machen», sagt die Forscherin. «Japan ist nicht darauf vorbereitet, dass bald die Babyboomer, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden, 75 Jahre alt werden», warnt sie. Etwa 80 Prozent der Japaner leben zwar bis Mitte 70 weitgehend eigenständig. Aber danach werde ihre Verfassung rapide schlechter, sagt die topfit wirkende 74-Jährige. «Wenn wir es schaffen, das Alter, bis zu dem Menschen unabhängig leben können, auf 80 Jahre zu erhöhen, können wir viele Probleme lösen.»

Im subventionierten Präventionszentrum Kadokawa von Toyama versucht man, diese Idee umzusetzen. Japans erste Fitness- und Reha-Einrichtung für Senioren nutzen täglich 250 Personen. «Wir versuchen, schlafende Muskeln aufzuwecken», beschreibt Leiterin Kyoko Hamatani das Programm aus Krafttraining, Gymnastik, Dampfbad und Sauna sowie Bewegung im warmen Pool.

Senioren: wachsender Anteil an der Bevölkerung

Prognose für den demografischen Wandel in Toyama



«Seit ich hierherkomme, kann ich wieder auf den Fersen sitzen», sagt die 75-jährige Kazu Yui im geblümten T-Shirt und in Sporthose. «Ausserdem bin ich fröhlicher und habe Freunde gefunden.» Gerade hat sie unter Anleitung eines Trainers mit anderen im Kraftraum an Geräten trainiert.

Im Bad, das bräunliches Wasser aus einer Naturquelle bezieht, findet in einem Becken Wassergymnastik statt. In einem anderen absolvieren die Senioren eine Art Vitaparcours im Wasser. Gerade bereitet sich der 87-jährige Hiroshi Takegaki, der mit Badekappe, weissem T-Shirt und blauen Shorts auf einer Bank sitzt, auf seine ›

Ohne Auto läuft in der Provinz wenig: in Tonami (Präfektur Toyama).

Kur vor. «Anfangs konnte ich nur noch 100 Meter weit gehen. Jetzt, eineinhalb Jahre später, schaffe ich bis zu 300. Mein Ziel sind 1000 Meter», sagt der sehnige Mann.

Autobahnraststätten als Zentren

Zum Kadokawa-Zentrum verkehren eigene Shuttlebusse. Im Alter können oder wollen viele nicht mehr Auto fahren. Unfälle mit Fahrern im Seniorenalter nehmen in Japan zu. Während Tokio das wohl beste öffentliche Nahverkehrssystem der Welt betreibt und viele Tokioter nicht einmal einen Führerausweis besitzen, läuft in der Provinz ohne Auto wenig. Noch dazu verschwinden Regionen wie Toyama im Winter monatelang unter meterhohem Schnee. Das macht den Einkauf oder Arztbesuch oft zur gefühlten Weltreise. Deshalb will die Zentralregierung Autobahnraststätten zu Dienstleistungszentren mit Ärzten, Banken und Geschäften ausbauen. DeNA, eigentlich eine Softwarefirma, testet selbstfahrende Minibusse, welche Senioren dorthin bringen. Schon 2020 könnten diese zum Einsatz kommen.

In Toyama geht man umgekehrt vor und versorgt abgelegene Siedlungen mit mobilen Supermärkten – auch eine Idee von Mori. Die Autos und die Kühlhäuser kaufte die Stadt. Schreibt der Dienstleister rote Zahlen, gleiche Toyama das Minus aus. Eine Idee, die Schule machte: In der Nachbarstadt Tonami hat Tatsuo Goshima, der Chef von «Maruenshoten», vier mobile Supermarkt-Trucks mit rund 600 Produkten – vor allem Frischwaren – im Einsatz. 20 Minuten – länger steht der bunt beklebte Wagen nicht an einem Ort. Doch er ist schnell umringt von Kunden, die meisten sind Frauen über 70.

Verkäuferin Yuko Saeki, eine herzliche Mitdreissigerin mit Pferdeschwanz, die eine orangefarbene Schürze mit Firmenlogo trägt, nimmt Produkte aus den Eisfächern, macht Menüvorschläge, notiert Wünsche. «Das können Sie sofort essen», sagt sie und deutet auf gegrillte Hühnerspiesse. Sie scherzt mit den Kunden, als würde sie diese schon Jahre kennen. Dabei ist sie keine zwei Wochen im Job. «Frauen haben einen guten Draht zu den Leuten», sagt Firmenchef Goshima zufrieden.

> Im Supermarkt sind die Gänge breiter, die Regale niedriger und die Portionen kleiner.

Werte statt Gewinne

Es genüge nicht, einfach einen Truck an einen zentralen Ort zu stellen, sagt er. «Wir gehen von Haus zu Haus. Dann machen wir eine feste Zeit aus. So kommen die Leute auch, wenn es regnet.» Wer das körperlich nicht schafft, zu dem kommt der Wagen sogar nach Hause. Sieht jemand krank aus oder ist etwas im Haus kaputt, biete man an, einen Arzt oder Handwerker zu rufen. Er sehe das als Hilfe aus der Region für die Region. Japaner verliessen sich zu oft auf die Behörden, sagt der Geschäftsmann. Und das Business? «Gewinn machen wir hier nicht viel, aber unser Angebot hat einen Wert», sagt er überzeugt.

Die Stadt Toyama ist ebenfalls bereit, für das Gemeinwohl erst einmal tief in die Tasche zu greifen. Mit über 36 Prozent der geplanten Ausgaben für 2017 nimmt der Posten Wohlfahrt den grössten Anteil ein – wohl auch notgedrungen, weil die Kosten für Langzeitpflege stetig steigen. Das hat Toyama im Vergleich mit 48 ähnlichen Städten den dritthöchsten Schuldenberg eingebracht, zusammen mit Ausgaben für

«Silver Business»: mobiler Supermarkt-Truck von «Maruenshoten».

Ein Meter Babywindeln, drei Meter Windeln für Erwachsene: «Albis»-Filiale.

Katastrophenschutz und Erziehung. Dank günstigen Anleihen und Subventionen könne man dies jedoch ausgleichen, heisst es. Die Massnahmen wirkten sich nicht auf die individuelle Steuerbelastung aus, sagt Mori, sonst würde das junge Leute abschrecken, zuzuziehen.

Auch in regulären Supermärkten stellt man sich auf die alternde Klientel ein. In einer neuen Filiale der Kette «Albis» in Toyama sind die Gänge breiter, die Regale niedriger und die Portionen kleiner. Zwei Quadratmeter Regalfläche sind für Fertiggerichte reserviert, die man leicht kauen kann. Die statistische Tatsache, dass in Japan mehr Windeln für Senioren als für Säuglinge verkauft werden, bestätigt sich schnell: ein Meter Babywindeln, drei Meter Windeln für Erwachsene.

Die Firmen entdecken das wachsende «Silver Business»: 24 Stunden geöffnete Convenience-Store-Ketten wie Lawson, die sich früher vor allem an junge Leute richteten, statten einige Filialen mit Sitzecke, Blutdruckmessgerät und Beratungsdienst für Senioren aus. Auch Shoppingmalls wie Aeon haben sich auf diese Klientel eingestellt: Sie bieten günstiges Frühstück für Senioren an oder organisieren Veranstaltungen und schulen die Angestellten darin, Demenzkranke zu erkennen. Manche Familien brächten ihre betagten Angehörigen morgens dorthin und holten sie abends wieder ab, erzählt Sozialpsychologin Akiyama: «Die Menschen fühlen sich wie Kunden, können jederzeit kommen und gehen, essen, was sie wollen, und sind frei», erklärt sie den besonderen Reiz. «Es macht doch mehr Spass, in einem Aeon zu sein als in einer Pflegeeinrichtung – und günstiger ist es auch!», sagt sie lachend.

Mehr Pflege zu Hause

«Von aussen betrachtet mag das japanische System vielleicht gut aussehen, aber es ist verletzlich», findet Bürgermeister Mori. Die heute relativ niedrigen Beiträge für eine Behandlung auf hohem Niveau seien auf Dauer nicht tragbar. Aber niemand traue sich, die Beiträge anzuheben und die Behandlungsqualität auf mittlere Höhe zu senken, kritisiert er. Darüber werde in Japan zu wenig diskutiert.

Besonders teuer ist die Pflege in Krankenhäusern und Altersheimen – oft riesige, funktionale, aber unpersönliche Bauten. Dass es auch anders geht, zeigen seit 1993 drei Krankenschwestern mit «Konoyubi Tomare». In der gemeinnützigen Einrichtung tanzen bei unserem Be- ›

Eine Familie ist teuer und «mendokusai» (kompliziert): Mütter und Kinder im Café «ma room».

such zwei junge, behinderte Frauen durchs Zimmer, während eine andere in Hello-Kitty-Schürze auf Tatami-Reisstrohmatten sitzend Handtücher faltet. Am Tisch sitzt ein alter Mann im Rollstuhl und schaut zu, während nebenan zwei Seniorinnen schlafen. Neugierig beobachten zwei behinderte Jungs im Grundschulalter mit riesigen Legosteinen in der Hand, wie die Leiterin und Krankenschwester Kayoko Soman die Infusionen prüft, welche die beiden Frauen währenddessen bekommen. Sogar Babys werden in der Universal-Betreuungseinrichtung versorgt.

Immigration ist kein Thema

Anders als bei grossen Altersheimen müsse man zum Beispiel nicht erst ein passendes Areal finden und könne viele solcher integrierten Tagespflegestätten mitten in Wohngebieten einrichten, wo sie gebraucht werden, sagt Soman. Untergebracht in Wohnhäusern, generierten sie zudem niedrige Betriebskosten. Mittelfristig fehle es jedoch an Pflegekräften. Sie würde ausländische Kräfte willkommen heissen. Aber Immigration ist für Tokio kein Thema, auch wenn man vielerorts in Japan, wo der demografische Wandel bereits spürbar ist, mehr Offenheit für diese Idee findet. Inzwischen haben sich über 1400 Einrichtungen in Japan von «Konoyubi Tomare» inspirieren lassen. Soman kommt gerade aus Tokio, wo sie Ministerialbeamten empfahl, das inzwischen als «Toyama-Stil» bekannte System landesweit zu promoten.

Als Pendant auf medizinischer Seite öffnete im März das Legato Comprehensive Care Center samt Krankenpflegeschule und Fitnesscenter unweit vom Toyama-Schloss seine Pforten. Dort werden erkrankte Kinder betreut, die Kindergärten nicht annehmen, ebenso entwicklungsverzögerte und behinderte Kinder. Mehrere Zimmer stehen für Mütter bereit, die an postpartaler Depression leiden.

Ein Team aus drei Ärzten und zwei Krankenschwestern führt regelmässig Hausbesuche bei Alten und Kranken durch – als «Lückenfüller», nicht in Konkurrenz zu privaten Praxen. Zugleich versuchen sie, bei Ärzten wie Patienten mehr Verständnis für die Behandlung zu Hause zu wecken – etwas, was sowohl Staat und Stadt fördern wollen.

Während Japan ergraut, kommen immer weniger Kinder auf die Welt. Heiraten und eine Familie gründen ist teuer und «mendokusai», kompliziert. Denen, die sich trauen, macht es die Gesellschaft nicht leicht. Kindergärten in der Nachbarschaft sind unbeliebt. Wer zur Rushhour mit dem Kinderwagen die U-Bahn in Tokio benutzen will, macht sich ziemlich unbeliebt. Aus Angst, ihre Kinder könnten andere Gäste stören, meiden Eltern Restaurants. Aber sich mit andern zu Hause zu treffen, ist gerade in der Stadt nicht üblich. In dieser Lücke entsteht eine neue Kategorie von Familienlokalen.

> Senioren, Frauen und natürlich Roboter sollen Japan retten.

«Ma room» zum Beispiel hat im Frühjahr in Toyama eröffnet. Zwei Mütter haben extra eine Fahrt von 50 Kilometern auf sich genommen, um sich dort mit ihren zwei Kleinkindern zum Mittagessen zu treffen. Sie mussten reservieren, das rare Angebot ist gefragt. Der Raum aus runden niedrigen Tischen mit Teppichboden ist zur Mittagszeit voll besetzt. Väter sieht man kaum; in Japan gibt es zwar einen Vaterschaftsurlaub, aber mehr als eine Woche ist selten möglich. Immerhin sind in der Öffentlichkeit mittlerweile deutlich mehr Männer allein mit ihren Kindern unterwegs als noch vor zehn Jahren.

In einem Land, in dem weder genug junge Menschen nachrücken noch Ausländer erwünscht sind – woher sollen künftig die Arbeitskräfte kommen? Geht es nach der Regierung in Tokio, sind es die Frauen sowie die Senioren, die Japan retten sollen – und natürlich die Roboter. Heute scheidet allerdings über die Hälfte der

«Lückenfüller»: Dr. Taro Miura macht Hausbesuche im Elektroauto.

Frauen, die ein Kind bekommen, aus dem Arbeitsmarkt aus – nicht immer freiwillig. Und schon jetzt arbeiten nach Angaben des Amts für Statistik rund 30 Prozent der Männer und 15 Prozent der Frauen nach dem Eintritt ins Rentenalter weiter, fahren Taxi, stehen hinter der Kasse, ordnen den Verkehr.

Sich auch über die Pensionierung hinaus für die Gesellschaft zu engagieren, das sei für viele Japaner eine Quelle der Erfüllung – mehr als etwa Freizeitaktivitäten, sagt Wissenschafterin Akiyama. Sie sieht Japan auf eine «alterslose» Gesellschaft ohne Rentenalter und mit flexiblen Arbeitszeitmodellen für Senioren zusteuern. Zum Vergleich: In der Schweiz beispielsweise sind es 11,7 Prozent, die nach 65 weiterarbeiten (die Hälfte davon mit einem Pensum von unter 50 Prozent). Und was in Europa kaum vorstellbar ist: Bis die Senioren ab 65 ihre Rente erhalten, müssen sie zwischen 60 und 65 mit einem bis zu 40 Prozent geringeren Salär rechnen. Obwohl sie deutlich weniger verdienen und oft ihre Verantwortlichkeiten plötzlich massiv beschränkt werden, arbeiten viele Vollzeit weiter. Der Job ist in Japan Teil der eigenen Identität. Das trifft vor allem auf Männer zu, von denen ein Drittel nach dem Renteneintritt weiterarbeitet.

Die Einstellung zum Altern ändert sich

In Japan wandle sich die Einstellung zum Altern gerade, sagt Gerontologin Akiyama, vor allem unter den Städtern ihrer Generation. Anders als ihre eigene Mutter, die auf dem Land lebe und auf ihre Kinder setze, wolle sie nicht irgendwann von ihrem 45-jährigen Sohn betreut werden. «Lieber nutze ich die Technik: ein Smartphone, das mich daran erinnert, meine Medikamente zu nehmen oder mich umzuziehen.» Hauptsache, sie könne unabhängig sein und müsse nachts niemanden aus dem Bett holen, um zur Toilette gehen zu können: «Anstatt in einem Altersheim zu leben, würde ich lieber in meiner Wohnung bleiben – warum nicht gemeinsam mit einem Pflegeroboter», sagt die fröhliche Forscherin zum Schluss, und es klingt nicht so, als würde sie das Altern besonders fürchten. □

Sonja Blaschke ist freie Ostasien-Korrespondentin und Fernsehproduzentin für deutschsprachige Medien.

Neue Wege in der Pflege: gemeinnützige Einrichtung «Konoyubi Tomare».

WHEN

Essay — Der Schweizer Autor und Musiker *Frédéric Zwicker,* 34, denkt über den berühmten Beatles-Song und das Altern nach. Und er freut sich, dass die brotloseste aller Künste, die Kunst selbst, zurzeit besonders viel Zukunft hat. Eine Assoziationskette.

SIX

Paul McCartney schrieb den Song «When I'm Sixty-Four» fürs 1967 erschienene achte Studioalbum der Beatles «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band». McCartneys erste Frau starb 1998 an Brustkrebs. Seine zweite Ehe mit Heather Mills endete 2006 in einem wüsten Scheidungskrieg. Er war damals genau 64 Jahre alt. Mills' Antwort auf die berühmte Songzeile «Will you still need me, will you still feed me, when I'm sixty-four?» lautete: «Nein.»

So weit die Beatles. Ich bin heute 34 Jahre alt. Wie ich mir das Leben im Alter vorstelle?

Bis ich 64 bin, dauert es noch 30 Jährchen. Bis 2047 kann sich vieles ändern. Man erkennt das leicht, wenn man zurückblickt. Die Geschlechterrollen beispielsweise, die in «When I'm Sixty-Four» besungen werden, gelten schon seit einiger Zeit in den meisten Kreisen als antiquiert. «Wirst du mich noch brauchen, wirst du mich noch füttern?», fragten die Beatles, besangen die Abhängigkeit der Frau in der Beziehung und wiesen sie fröhlich trällernd auf den angestammten Platz in der Küche.

In dieser Angelegenheit hat sich in jüngerer Zeit also durchaus einiges zum Besseren gewendet. Und das ist ja immer die grosse Frage: Wird alles besser oder wird alles schlechter?

Meine Zukunftseltern

Als ich 18 Jahre alt war, befasste ich mich mit der Zukunft. Ich las «Die Zukunft in unserer Hand» von Aurelio Peccei, «Die Grenzen des Wachstums», die vom Club of Rome in Auftrag gegebene Studie zur Zukunft der Weltwirtschaft. Und ich stürzte mich auf ähnlich erbauliche Werke neueren Datums.

Bald träumte ich von Ressourcenknappheit, Überbevölkerung, Naturkatastrophen, Völkerwanderungen, Hungersnöten und Verteilungsweltkriegen. Ich klimaschlafwandelte durch die Nächte und kam zum Schluss, Reproduktion sei eine besonders grausame Variante des Kindsmords. Ich war jung, ich wusste alles, was man wissen musste, und fast alles, was ich wusste, machte mich wütend. Alles wird schlecht! So viel war klar.

Glücklicherweise – zumindest für mich – nahmen meine Eltern mein Zukunftsängste ernst. Es war ein langes und zähes Ringen, aber irgendwann sah ich ein, dass es sich vielleicht lohnen könnte, ihnen doch einmal zuzuhören. Und als mein Vater wieder einmal sagte: «Säkularisierung, Gewaltentrennung, Demokratie, Sozialwerke, Rechtsstaat, Solarenergie, medizinischer Fortschritt, über 80 Jahre Lebenserwartung, Lasagne!», sah ich endlich ein, dass wirklich nicht alles immer schlechter wurde. Und ich lernte, dass es wichtiger ist, zu lernen, als recht zu haben.

Es klingt wahnsinnig uncool. Aber ich möchte im Alter sein wie meine Eltern. Zumindest im Grundsatz. Neugierig, wissbegierig, offen. Ich möchte – falls es geht – auch dann noch reisen. Gut möglich, dass ich in der Schweiz alt werde. Aber ich brauche die Aussenperspektive, die fremde Kultur, die die eigene relativiert. Ich hoffe, dass ich auch im Alter selbstkritisch bleibe. Ich will ein freundlicher alter Mann sein. Und nicht den Humor verlieren!

Die Angst vor dem Tod habe ich schon länger abgelegt. Die Angst vor dem Sterben erst, seit ich mich mit der aktiven Sterbehilfe befasst habe. Ein schmerzloses Entschlafen im Kreis der Liebsten stelle ich mir wunderbar vor.

Geistig gesunde Berufsberaterinnen

Viele junge Menschen sind Körperkultfanatiker. Ich nehme einen körperlichen Alterungsprozess gern in Kauf, wenn er Hand in Hand geht mit einem sich entwickelnden Geist. Ich denke, der trainierte Kopf wird dem gebrechlichen Körper die bessere Stütze sein – der Statistik nach viele Jahre nach 64 – als die nostalgische Erinnerung an einen sogenannten Nullfettkörper im Jahr 2017.

FO

I'M KTY-UR

Aber der Alterungsprozess betrifft eben nicht bloss das Individuum, sondern auch das ganze Drumherum, die Kulisse, die Welt, die auch altert und sich ändert: selbstfahrende Elektroautos, die AHV, der Klimawandel, Diktatoren in Ost und West, Hochgeschwindigkeitszüge und Drohnenluftverkehrschaos.

Seit der industriellen Revolution ist die Veränderung noch unberechenbarer geworden, da sie damals gleich ein Zahnrad voll Zacken an Geschwindigkeit zugelegt hat. Und heute rasen wir mit Lichtgeschwindigkeit durchs digitale Zeitalter.

Das angestrebte Ziel scheint spätestens seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dasselbe und ein etwas absurdes zu sein: Der Mensch ist offenbar erpicht darauf, eine Welt zu schaffen, in der es ihn nicht mehr braucht. Zuerst waren es die Maschinen, die den Arbeitern ihre Stellen streitig machten. Und jetzt drohen künstliche Intelligenzen gar, den geistig Arbeitenden die Jobs abzulaufen.

Auch wenn die dystopischen Zukunftsvisionen vielleicht übertrieben sind, in denen Maschinen realisieren, dass es den Menschen nicht braucht, und seine Eliminierung planen: Die Vorstellung der eigenen Nutzlosigkeit in der Gesellschaft ist beängstigend.

Jetzt ist sich aber bekanntlich jeder selbst am nächsten. Und als Schriftsteller und Musiker glaubte ich bis anhin, über ein längeres Ablaufdatum zu verfügen als die meisten anderen Berufstätigen – welcher Roboter kann schon Kreativität und Emotionalität ersetzen? Diese Erkenntnis versetzte mich in ein wunderbares Hochgefühl. Keiner geistig gesunden Berufsberaterin und keinem liebenden Elternteil wäre es je in den Sinn gekommen, einem jungen Menschen eine Laufbahn als Künstler nahezulegen. Doch plötzlich scheint die normalerweise brotloseste aller Künste, die Kunst selbst, besonders viel Zukunft zu haben.

Wie die Fussballnationalmannschaft

Wobei: Wenn ich «2047» google, führt der dritte Treffer auf die Seite quantumrun.com. Auf der Website finden sich wissenschaftlich argumentierende Zukunftsprognosen bis ins Jahr 2050. Eine der Voraussagen für 2047 lautet: «An AI is awarded a Nobel Prize.»

Die Website lässt offen, welchen Nobelpreis eine «Artificial Intelligence», eine künstliche Intelligenz also, erhalten wird. Natürlich muss das nicht der Literatur-Nobelpreis sein. Aber es wäre denkbar. Computerprogramme komponieren nicht erst seit heute Musik. Sie könnten durchaus auch literarisch wirken.

Die Zukunft war schon in der Vergangenheit stets ungewiss und unberechenbar, und sie wird es ewig bleiben. Ob man sich vor ihr fürchtet oder denkt: «Vielleicht schreiben diese Computer ja ganz gute Bücher, und ich werde bald viel mehr Zeit zum Lesen haben», ist wohl Einstellungssache.

Ob alles besser oder alles schlechter wird, ist denn auch nicht die entscheidende Frage. Denn darauf, auf die Kulisse, auf die Welt, auf das Drumherum, hat man als Individuum nur einen sehr beschränkten Einfluss. Was man aber durchaus beeinflussen kann, ist die persönliche Entwicklung. Werde ich besser oder schlechter? Das sollte man sich fragen. Und da ist es wie bei der Fussballnationalmannschaft in letzter Zeit: Man hat es in der eigenen Hand.

Die erste Prognose fürs Jahr 2047 auf quantumrun.com lautet übrigens: «Information and skills can be downloaded into the mind instantly.» Das bedeutet, dass man sich im Jahr 2047 beispielsweise Text, Gesang und instrumentale Fähigkeiten direkt ins Gehirn laden kann.

Und wenn man dann «Will you still need me, will you still feed me, when I'm sixty-four» in bester Beatles-Manier trällert, dann merkt man vielleicht doch, dass die Zukunft gar nicht so schlecht ist, wie sie in der Vergangenheit aussah. ■

Frédéric Zwicker, 34, ist Musiker, Schriftsteller, Kolumnist, ehemaliger Slam-Poet und Pointenschreiber von Giacobbo/Müller. Er wurde in Lausanne geboren und wuchs in Rapperswil-Jona am Zürichsee auf, wo er heute wieder lebt. Sein Romandebüt «Hier können Sie im Kreis gehen» (2016, Nagel & Kimche) handelt in einer Pflegeeinrichtung für Demenzkranke.

«Die Leute werden rebellieren wie während der Französischen Revolution»

Die Menschen leben immer länger. Das verändert Wirtschaft und Gesellschaft radikal. Michael Strobaek, der Investment-Chef der Credit Suisse, über Fluch und Segen des demografischen Wandels.

Von Daniel Ammann, Simon Brunner (Text) und Cyrill Matter (Foto)

Herr Strobaek, ist die Alterung der Gesellschaft gut oder schlecht für die Volkswirtschaften?
Ich bin ja eigentlich bekannt als Mann der klaren Worte. Bei dieser Frage allerdings muss ich sagen: Der demografische Wandel ist gut und schlecht. Grundsätzlich ist das längere Leben ein Segen. Wer lebt nicht gerne länger, und das erst noch gesünder? Auch für die Wirtschaft ist «Silver Economy» sehr gut – wir kommen sicher noch darauf zu sprechen.

Aber?
… Aber wegen des demografischen Wandels kommt es zu Finanzierungsproblemen. In vielen Industrieländern sind sie schon akut, hervorgerufen durch eine Kombination von starren Sozialwerken und zu geringer Flexibilität der Arbeitsmärkte.

Was heisst das konkret?
Die Sozialwerke werden nicht mehr in der Lage sein, die Älteren zu finanzieren. Als in der Schweiz 1948 die AHV eingeführt wurde, arbeiteten über sechs Erwerbstätige pro Rentner. In dreissig Jahren sind es nur noch zwei Erwerbstätige. Seit 1948 ist die Lebenserwartung in der Schweiz um rund 14 Jahre gestiegen, doch das Pensionsalter liegt unverändert bei 65 Jahren.

Ihre Schlussfolgerung?
Wenn die Menschen länger leben, können und müssen sie auch länger arbeiten. Natürlich sind nicht alle Jobs für ältere Leute geeignet, aber ich bin überzeugt, dass es genügend Arbeit geben wird, allenfalls zu tieferen Löhnen. Doch wir müssen noch über etwas anderes sprechen.

Worüber?
Das Hauptproblem ist nicht, dass die Leute älter werden – daran kann man sowieso nichts ändern. Die modernen Gesellschaften kranken daran, dass wir zu wenig Kinder kriegen! Die Leute wollen keine Kinder oder nur eines oder zwei.

Warum ist das so?
Ich habe drei Kinder, kann also aus eigener Erfahrung reden: Ich weiss, wie kompliziert und kostenintensiv es in der Schweiz ist, eine Grossfamilie zu haben. Da läuft viel falsch.

Was muss sich ändern?
Versuchen Sie einmal als Mutter, eine Stelle in einem Grossbetrieb zu finden, die Sie mit der Kinderbetreuung kombinieren können. Extrem schwierig! Mitten am Tag schickt die Schule die Kinder nach Hause.

Das Thema beschäftigt Sie.
Das will man politisch nicht hören in diesem Land: Man will das Thema nicht angehen, wie man kinderfreundliche Jobs schaffen und den Wiedereinstieg von Frauen in die Karriere erleichtern kann. Es braucht einerseits Krippenplätze und Tagesschulen, es muss aber auch ›

Michael Strobaek, 48, ist seit 2013 Global Chief Investment Officer (CIO) und Leiter Investment Solutions & Products bei der Credit Suisse. Davor arbeitete der Däne für ein Schweizer Family Office und für die UBS.

gesellschaftlich akzeptiert sein, dass Mann oder Frau um 16 Uhr die Kinder abholt. Dass der Mann auch eine Rolle in der Kinderbetreuung hat, scheint hier noch nicht angekommen zu sein.

Fazit?
Wenn man Migration ausklammert, hat man nicht viele Möglichkeiten, um die Erwerbsbevölkerung und damit die Sozialversicherungen nur schon zu stabilisieren. Plakativ gesagt: mehr Kinder kriegen, Familie und Beruf verträglich machen, später pensionieren. Das ist die einzige Erfolgsformel, die funktioniert.

Welches Rentenalter ist realistisch?
Das ist schwierig zu sagen und hängt von der jeweiligen Landessituation ab. In Japan etwa, dem Land mit der ältesten Bevölkerung der Welt, liegt das durchschnittliche effektive Pensionsalter von Männern bereits heute bei 69 Jahren. Und es wird derzeit sogar diskutiert, ob die offizielle Definition von «Rentnern» nicht auf 75 Jahre angehoben werden soll. Generell gesagt: Vermutlich wäre es das Beste, das Rentenalter in irgendeiner Form an die Lebenserwartung und an das Wirtschaftswachstum anzubinden.

Sie haben die positiven Auswirkungen der Alterung für die Volkswirtschaften erwähnt. Wo sehen Sie diese konkret?
Die Babyboomer, die nun ins Rentenalter kommen, sind historisch gesehen die wohlhabendste Generation überhaupt, und sie sind die am schnellsten wachsende Altersgruppe unter den Konsumenten weltweit. Sie werden die Nachfragestruktur massiv verschieben. Wenn diese Generation ihre Vermögen ausgibt, ist das für die Volkswirtschaften gut.

Welche Branchen werden davon profitieren?
Gesundheitsthemen werden wichtiger werden, auch spezielle Lösungen beim betreuten Wohnen und generell Dienstleistungen und Produkte, die auf ältere Leute zugeschnitten sind. Der Bedarf an Sicherheit steigt. Viele können sich heute Reise- und Freizeitwünsche, die im Arbeitsleben nicht befriedigt wurden, nach der Pensionierung erfüllen. Vom Wunsch nach einem aktiven Leben und attraktiven Äusseren dürften auch Anbieter von Fitness- und Schönheitsprodukten sowie Hersteller von Nahrungsergänzungsmitteln profitieren. Die Nachfrage nach Lebensversicherungslösungen, nach spezifischen Vermögensverwaltungslösungen wird steigen. Wir haben diese Phänomene unter den Supertrend «Silver Economy» zusammengefasst.*

Werden die westlichen Gesellschaften mit steigendem Durchschnittsalter tendenziell auch konservativer und vorsichtiger?
Ja, das glaube ich. Der demografische Wandel ist so gesehen auch eine der grössten Herausforderungen für die moderne Demokratie. Ältere Leute wählen und stimmen – wie alle anderen Gruppen auch – vorwiegend in ihrem eigenen Interesse und erst in zweiter Linie nach nationalen oder allgemeinen Interessen. Sie wollen, wie ich eben ausführte, etwa das Gesundheitswesen sichern, die Betreuung älterer Menschen ausbauen oder auch die öffentliche Sicherheit garantiert haben. Schon im Jahr 2025 wird das Medianalter der Abstimmenden 60 Jahre betragen.

«Man kann das Geld, das es dafür braucht, nicht einfach herbeizaubern.»

Wieso ist das ein Problem?
Weil es eine Bevölkerungsgruppe so schafft, alle ihre Interessen durchzusetzen, aber andere dafür bezahlen zu lassen. Man kann das Geld, das es dafür braucht, nicht einfach herbeizaubern. Früher oder später fehlt es. Margaret Thatcher, die langjährige britische Premierministerin, hat das Problem einmal so auf den Punkt gebracht: «The problem with socialism is that you eventually run out of other people's money.» [«Das Problem mit dem Sozialismus ist, dass einem irgendwann das Geld der anderen Leute ausgeht», Anm. d. Red.]

Wir leben auf Kosten der Jungen?
Genau. Die versprochenen Leistungen bei den Sozialversicherungen übersteigen die Einnahmen bereits heute. Zu hohe

«Dass der Mann auch eine Rolle in der Kinderbetreuung hat, scheint in der Schweiz noch nicht angekommen zu sein», sagt Michael Strobaek.

Umwandlungs- und technische Zinssätze führen bei den Pensionskassen zu einer Umverteilung zwischen den Generationen. Die Pensionskassenumfrage** der Credit Suisse schätzt, dass jährlich rund 5,3 Milliarden Franken von Erwerbstätigen zu den Rentnern umverteilt werden. Das sind 1300 Franken pro Erwerbstätigen und Jahr. Diese Umverteilung in der beruflichen Vorsorge ist gesetzlich nicht vorgesehen. Sogar der Bundesrat sprach ja von einer «illegalen Umverteilung».

Mit der Abstimmung über die Altersvorsorge 2020 wurde auch eine Senkung des Umwandlungssatzes von 6,8 Prozent auf 6 Prozent abgelehnt.
Unsere Berechnungen zeigen: Wenn das Pensionsalter nicht erhöht wird, wären sogar 6 Prozent noch zu hoch.

Wird die private Vorsorge also wichtiger?
Genau. Viele Leute haben zu wenig Erspartes, wenn sie pensioniert werden. Passiert ihnen etwas, muss der Staat einspringen, also der Steuerzahler. Unsere Pensionskassenumfrage zeigt auch, dass es Leuten mit tieferen Einkommen schwerfällt, privat zu sparen. Für sie bleibt die AHV, also die staatliche Rente, weiterhin sehr wichtig. Viele Leute haben auch in der reichen Schweiz zu wenig, um sich keine Sorgen machen zu müssen – und in anderen Ländern ist die Lage natürlich viel dramatischer.

Wie viel Geld muss man bis 65 angespart haben, um komfortabel über die Runden zu kommen?
Das hängt vor allem davon ab, was Sie für Ansprüche haben, wo Sie wohnen und wie viel Miete Sie bezahlen müssen. Nehmen wir an, wir reden von einem Paar aus dem Mittelstand, das in der Agglomeration in einer Mietwohnung für 2000 Franken pro Monat lebt und dessen Kinder schon ausgezogen sind. Meine Schätzung wäre: 5000 bis 6000 Franken pro Monat.

6000 Franken pro Monat ergeben bei einer Restlebenszeit von 20 Jahren 1,44 Millionen Franken. Wie soll man das zusammensparen?
Möglichst viel in der zweiten Säule sparen.

Wieso ist das besser, als Geld selber anzulegen?
Weil man Einzahlungen in die Pensionskassen von den Steuern abziehen kann. Das ist extrem interessant. Und weil das Geld vom Lohn abgezogen wird – man kommt nicht in Versuchung, es auszugeben. Es müsste aber noch einfacher werden, die Anlagestrategie beim überobligatorischen Teil selber zu bestimmen. Darf ich noch ein anderes Thema aufbringen, das unsere Zukunft ganz massiv prägen wird?

Wir bitten Sie darum.
Die technologische Entwicklung, die Roboterisierung und Automatisierung, wird unsere Lebens- und Arbeitswelt in den nächsten 25 Jahren unvorstellbar verändern. Davon werden ältere Menschen profitieren. Es wird möglich sein, dass man Körperteile, ja sogar ganze Organe ersetzen kann. Das Problem der Pflege und Unterstützung älterer Menschen wird durch Roboter gelöst werden.

Diese Entwicklung wird auch menschliche Arbeit überflüssig machen. Kann es überhaupt noch Vollbeschäftigung geben?
Nein. Das grösste Thema der Zukunft wird sein, dass Millionen von Leuten arbeitslos werden.

Und was machen wir dann?
Man muss diesen Leuten den Lebensunterhalt sichern.

Durch eine Art bedingungsloses Grundeinkommen?
Genau, sonst werden die Leute rebellieren wie während der Französischen Revolution, als sie den Adel zur Guillotine auf die Place de la Concorde geschleift haben.

Wer soll das finanzieren?
Die Steuerzahler, aber die Frage wird sein: Was ist das Steuerobjekt? Bill Gates hat eine Robotersteuer vorgeschlagen, um die Einkommenssteuern und Sozialabgaben zu ersetzen, die durch die Automatisierung wegfallen. Die Antwort auf diese Frage müssen wir als Gesellschaft noch finden.

Arbeit ist ja nicht zuletzt auch sinn- und identitätsstiftend. Was werden all die arbeitslosen Menschen tun?
Darin liegt wohl die Herausforderung. Die Strukturen der Arbeitswelt müssen durch individuelle und selbstgewählte ersetzt werden. Intrinsische Anreize ersetzen dann extrinsische; die damit verbundenen Schwierigkeiten werden wohl alle schon selber erlebt haben. Wenn die Menschen die materielle Sicherheit haben, dann werden sie sich zum Beispiel in der Betreuung älterer Menschen oder auch von Kindern engagieren können.

Sie haben drei kleine Kinder. Was werden Sie ihnen raten, um beruflich erfolgreich zu sein?
So banal es tönt: Eine gute Ausbildung ist das Wichtigste. Dann müssen sich junge Leute irgendwann spezialisieren. Sie brauchen eine Kernkompetenz, sonst werden sie von der Automatisierung überholt. Und schliesslich werde ich meinen Kindern raten, nach Asien zu gehen, um Mandarin zu lernen und die Welt von dort aus zu betrachten. Die westliche Welt wird nicht mehr die bestimmende Macht der Zukunft, Englisch nicht mehr die Hauptsprache sein. □

* Mehr zu den **Supertrends** der Credit Suisse unter: credit-suisse.com/thematicinvestment
** Die **Schweizer Pensionskassenumfrage** der Credit Suisse ist erhältlich unter: credit-suisse.com/publikationen (> Märkte & Trends > Schweizer Wirtschaft)

Foto: Arno Balzarini / Keystone

Mythos Alter

13 populäre Annahmen über ältere Menschen, die der Neurologe und langjährige ehemalige Zürcher Stadtarzt entkräften kann.

Von Albert Wettstein und Golden Cosmos (Illustrationen)

1.

Ehe und Enkel machen glücklich. — Verheiratete leben zwar länger (siehe Mythos 7), sind im Durchschnitt aber eher weniger zufrieden. Und je mehr Enkel Betagte haben, desto niedriger schätzen sie den Wert ihres eigenen Lebens ein.

2.

Im Alter wird man immer einsamer. Gemäss «Gesundheitsstatistik 2014» fühlten sich 36 % der Bevölkerung manchmal oder häufig einsam. Frauen empfanden in allen Altersgruppen häufiger Einsamkeitsgefühle als Männer (42 % gegenüber 30 %). Doch mit zunehmendem Alter nimmt das Sich-allein-Fühlen ab, von den 65- bis 74-Jährigen fühlen sich noch 28 % einsam. Ab 75 Jahren nimmt das Einsamkeitsgefühl allerdings wieder auf 35 % zu.

3.

Alzheimerkranke sind unfähig, ein Auto sicher zu lenken. In Frühstadien einer Alzheimererkrankung haben Autofahrer ein erhöhtes Fahrfehlerrisiko, das sich aber im Rahmen der gesellschaftlichen Akzeptanz befindet. Sie fahren etwa so gut wie Junglenker.

4.

Jeder hat das Gefühl, ein schlechtes Gedächtnis zu haben – das ist nicht weiter schlimm. — Ältere Personen mit normalen Resultaten in Gedächtnistests und nur subjektiv schlechtem Gedächtnis haben ein fünfmal höheres Risiko, dement zu werden, als Betagte mit subjektiv und objektiv gutem Gedächtnis.

5.

Mit zunehmendem Alter werden Betagte immer unzufriedener. Die meisten Betagten und Hochbetagten können die zunehmenden Behinderungen und Verluste des Alters erfolgreich verarbeiten, ohne unzufrieden zu werden; gleichwohl wird die Anzahl freudiger Erlebnisse mit dem Alter seltener.

6.

Je höher das Alter, desto schlechter wird der Geschmackssinn. Zwar nimmt die individuelle Sensibilität auf Geschmacksreize im Verlauf des Lebens allmählich etwas ab. Viel grösser sind jedoch die Unterschiede zwischen den Individuen: Eine Studie zeigte, dass 25 % der Bevölkerung sogenannte Super-Taster sind, die alles erschmecken, 25 % sind Low-Taster und 50 % Medium-Taster.

7.

Die Ehe lässt einen frühzeitig altern. Die stetigen Auseinandersetzungen mit dem Lebenspartner oder der Lebenspartnerin verlängern das Leben um Jahre: Gemäss einer tschechischen Studie können sich Männer auf neun, Frauen auf bis zu sieben zusätzliche Jahre freuen. Warum? Vermutlich spielen zwei Gründe mit: Einerseits finden gesündere Menschen einfacher einen Partner, weil sie attraktiver wirken. Andererseits gibt es eine Art Schutz durch die Ehe: Der Partner bietet Absicherung und Unterstützung (finanziell, emotional oder durch Ermahnung bei gesundheitsschädlichem Verhalten wie zu hohem Alkoholkonsum, riskantem Autofahren oder bei unpassender Kleidung an kalten Tagen).

8.

Die nächtliche Schlafdauer nimmt mit zunehmendem Alter ab. — Im Alter von 40 bis 90 Jahren nimmt die nächtliche Schlafdauer bei Männern subjektiv von 6,8 auf 7,4 Stunden zu und bleibt bei Frauen laut eigenem Empfinden bei 7,1 Stunden konstant. Objektiv gemessen nimmt die Schlafdauer jedoch bei Männern tatsächlich von 6 auf 5,4 Stunden ab. Bei Frauen geht sie von 6,4 auf 5,6 Stunden zurück, wobei sich die Wachzeiten nach dem ersten Einschlafen bei den Männern von 47 auf 94 Minuten und bei Frauen von 39 auf 80 Minuten erhöhen.

9.

Tritt man in ein Pflegeheim ein, stirbt man schneller. — Die erhöhte Sterblichkeit von Pflegeheimpatienten ist durch Faktoren bedingt, die nichts mit dem Heim zu tun haben: Entscheidend sind die hohe Pflegebedürftigkeit, der direkte Übertritt aus dem Akutspital und – am wenigsten wichtig – ein besonders hohes Alter. Verheiratet sein verlängert ausserdem das Leben (siehe Mythos 7). Studien zeigen, dass die Mortalität im Pflegeheim nicht höher ist als ausserhalb.

10.

Von der Qualität der medizinischen Versorgung hängen Lebenserwartung und Dauer der Pflegebedürftigkeit ab. Die medizinische Versorgung bestimmt die Gesundheit nur zu 10%; die genetische Veranlagung und die Umweltbedingungen je zu 20%; und die sozioökonomischen Bedingungen und der Lebensstil schliesslich zu 50%.

11.

Schweizerinnen und Schweizer leben immer länger – sie sind aber auch entsprechend länger pflegebedürftig. Von 1982 bis 1999 stieg die Lebenserwartung der 65-Jährigen um zwei Jahre, während die Dauer der Pflegebedürftigkeit in dieser Zeitspanne um eineinhalb Jahre sank. Dieser Trend hält seither an.

12.

Ältere Männer haben nur das eine im Kopf … — Die Häufigkeit von Geschlechtsverkehr, die Anzahl Erektionen und die Zufriedenheit mit der Sexualität nimmt ab dem 40. Altersjahr bei Männern ab, die Libido- und Orgasmusfähigkeit geht ab dem 50. Altersjahr zurück, während die Häufigkeit der Masturbation bis zum Alter von 50 Jahren zu-, danach aber abnimmt.

13.

Die Zwangspensionierung von Linienpiloten im Alter von 60 Jahren beruht auf empirischen Daten (erhöhte Unfallgefahr bei älteren Piloten). — Die Flugperformance im Simulator ist altersunabhängig. Bei Untersuchungen von Linienpiloten in zunehmendem Alter (von 41 bis 70 Jahren) in Flugsimulatoren zeigen alle Studien eine konstante Flugqualität. Dies sowohl unter Routine- als auch unter Notfallbedingungen. Nur die gleichzeitige Kommunikation mit Fluglotsen wird mit zunehmendem Alter etwas schlechter.

Albert Wettstein, 71, ist Privatdozent für geriatrische Neurologie und Leitungsmitglied im Zentrum für Gerontologie der Universität Zürich sowie ehemaliger Chefarzt des Stadtärztlichen Dienstes. Seine Sammlung der Altersmythen umfasst zurzeit 261 Einträge.

Credit Suisse Sorgenbarometer 2017

«Seit je leben wir ein bescheidenes, aber zufriedenes Leben. Seit der Pensionierung geben wir weniger Geld aus als in jener Zeit, in der wir beide noch berufstätig waren. Von der AHV allein können wir aber nicht leben. Wir besitzen ein kleines Haus in Saint-Imier, das einen Gemüsegarten hat. Wir sind viel zu Hause und arbeiten in und um das Haus.»

ANNE-MARIE KUPFERSCHMIED, 78, SAINT-IMIER, Rentnerin

1 von 2 285 500

AHV-Rentnerinnen und -Rentnern

Aus der Tiefe der Volksseele

1 Die Sorgen der Schweizer 55

2 Vertrauen und Stärken 59

SPEZIALAUSWERTUNG
Alter 61

POLITIK
«Die Schweiz ist moderner denn je» 62

3 Das Wesen der Schweizer 65

WIRTSCHAFT
«Fortbildung wird immer wichtiger» 68

SPEZIALAUSWERTUNG
Ausland 71

Foto: Credit Suisse

● In der Schweiz dürfen 5 320 514 Menschen wählen und abstimmen. Doch abgesehen davon, was sie auf die Stimmzettel schreiben: Was wissen wir eigentlich von ihnen? Was beschäftigt sie? Wem vertrauen sie? Wie definieren sie grundsätzlich ihre Werte? Das traditionelle Sorgenbarometer der Credit Suisse misst seit 41 Jahren die Befindlichkeit der Stimmbevölkerung und beantwortet solche Fragen zuverlässig. Dieses Jahr gibt es aus der Tiefe der Volksseele viel Interessantes zu berichten: Die Altersvorsorge beschäftigt die Leute stark, nicht erst seit der im September 2017 abgelehnten Reform. Viele Befragte schätzen die finanzielle Absicherung im Alter als ungenügend ein. Und es scheint sich eine neue nationale Identität herauszukristallisieren, in der Bildung, Forschung und der internationale Ruf des Landes eine wichtige Rolle spielen.

Fühlen Sie sich angesprochen? Trifft das auch auf Sie respektive auf Ihr Bild der Schweizerinnen und Schweizer zu? Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre.

Manuel Rybach,
Global Head of Public Affairs and Policy

Die Umfrage

Im Auftrag und in Zusammenarbeit mit der Credit Suisse hat das Forschungsinstitut gfs.bern zwischen dem 26. Juni und 15. Juli 2017 eine repräsentative Umfrage bei 1000 Stimmberechtigten mit Wohnsitz in der Schweiz durchgeführt. Der statistische Stichprobenfehler liegt bei ±3,2 Prozentpunkten. Die wissenschaftliche Auswertung in den zwei Studien «Innenpolitischer Sorgendruck steigt» (Credit Suisse Sorgenbarometer 2017) und «Eine optimistische, aber unsichere Schweiz sucht ihr Verhältnis zum Ausland» (Credit Suisse Identitätsbarometer 2017) erfolgte durch ein Projektteam des gfs.bern.

Die gesamte Umfrage und weitere Artikel stehen zum Download bereit auf:
• credit-suisse.com/sorgenbarometer

Die Auswertung für das Bulletin verfasste Simon Brunner (sib). Die Porträtbilder stammen von Basil Stücheli.

1

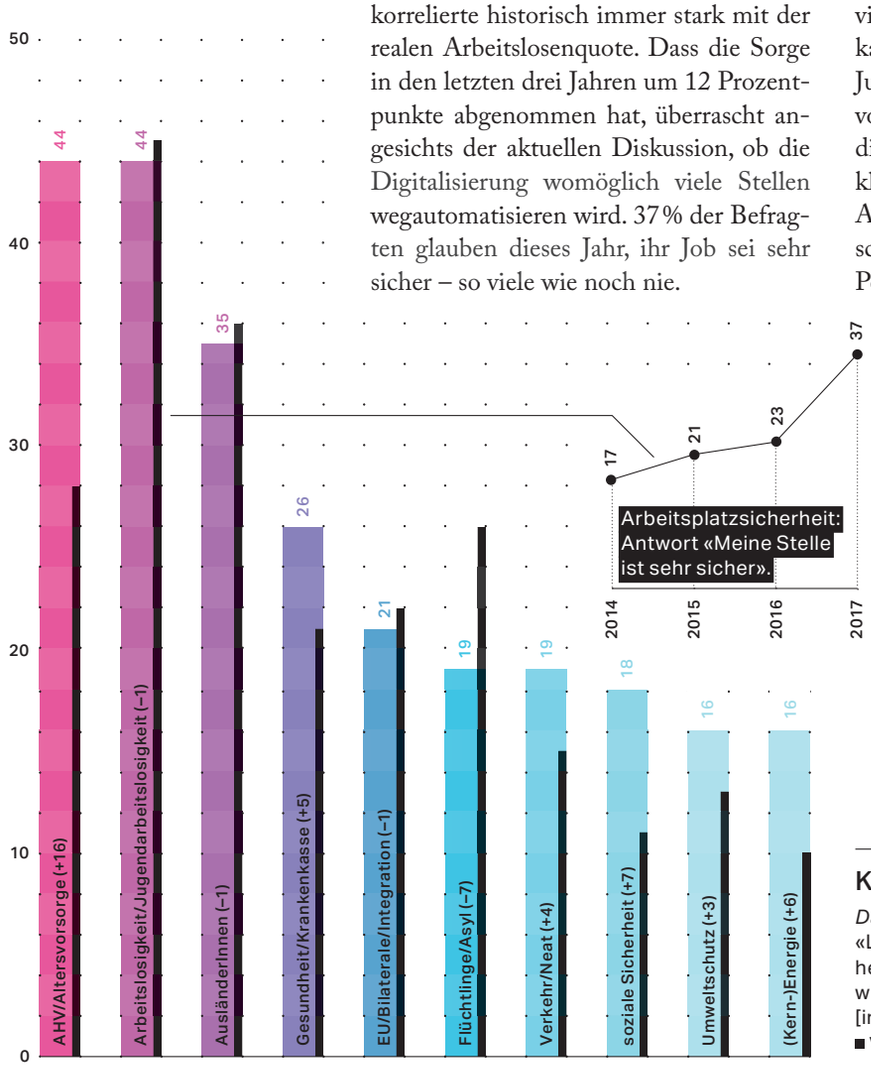
Die grosse (Vor-) Sorge

Die AHV bereitet die grösste Sorge und deren Sicherung ist das wichtigste politische Ziel. Ausserdem: Kontingente bei der Zuwanderung finden viel Zustimmung, und die wirtschaftlichen Aussichten sind in den Augen der Befragten etwas getrübt.

● Seit 2003 kennt das Sorgenbarometer einen einsamen Spitzenreiter: die Arbeitslosigkeit. Doch dieses Jahr ist die Hierarchie etwas durcheinandergekommen und mit der Arbeitslosigkeit liegt nun die Altersvorsorge gleichauf auf dem ersten Platz, beide werden von 44 % der Befragten zu den fünf wichtigsten Problemen der Schweiz gezählt [Abb. 1]. Auf den weiteren Rängen: 3. Ausländer und Ausländerinnen (35 %), 4. Gesundheit/Krankenkasse (26 %), 5. EU/Bilaterale (21 %).

Die Sorge um die Arbeitslosigkeit korrelierte historisch immer stark mit der realen Arbeitslosenquote. Dass die Sorge in den letzten drei Jahren um 12 Prozentpunkte abgenommen hat, überrascht angesichts der aktuellen Diskussion, ob die Digitalisierung womöglich viele Stellen wegautomatisieren wird. 37 % der Befragten glauben dieses Jahr, ihr Job sei sehr sicher – so viele wie noch nie.

Die Altersvorsorge hat eine andere Geschichte. 1976 rangierte sie auf dem dritten Platz (64 %) der grössten Schweizer Sorgen und nahm seither stets eine wichtige Stellung im Barometer ein. In den letzten 15 Jahren sorgten sich jedoch immer weniger Befragte darum – letztes Jahr gar nur noch 28 %. Nun nahm die Sorge markant zu und stieg auf 44 % Nennungen an. Die offensichtliche Erklärung für diese Zunahme lautet: Rund um die Abstimmung zur «Altersvorsorge 2020» vom 24. September 2017 wurde medial sehr viel über das Thema berichtet, 6544-mal kam das Stichwort «AHV» von Januar bis Juni 2017 in den Schweizer Printmedien vor. Doch «die Abstimmung allein kann diese gesteigerte Befindlichkeit nicht erklären», sagt Lukas Golder: «Bei den AHV-Abstimmungen 2004 und 2011 schlug die Sorge nicht so stark aus.» Der Politologe und Co-Leiter des For- ›



1

Kriege ich meine Rente?

Das Sorgenbarometer
«Legen Sie bitte von allen Kärtchen jene fünf heraus, die Sie persönlich als die fünf wichtigsten Probleme der Schweiz ansehen.» [in %]
■ Vergleich Vorjahr

schungsinstituts gfs.bern, welches das Sorgenbarometer seit 1995 erhebt, sagt: «Dass die Rente nun saniert werden muss, ist in allen Bevölkerungsschichten klar – die Vorlage wurde wohl abgelehnt, weil viele Wähler das Gefühl hatten, dass zu viele Kompromisse eingegangen wurden.»

EIN LAND IM STAU

Weitere interessante Resultate aus der Sorgenrangliste: Verkehr liegt zwar nur an siebter Stelle, wird aber von immer mehr Befragten als grosses Problem wahrgenommen: plus 11 Prozentpunkte in den vergangenen drei Jahren – kein Wunder, haben sich die Staustunden auf Schweizer Strassen doch seit 2009 verdoppelt und die Eisenbahnen 12% mehr Personenkilometer geleistet.

«Ausländer» (35%; minus 8 Prozentpunkte) und «Flüchtlinge/Asyl» (19%; minus 16 Prozentpunkte) haben im Dreijahresvergleich an Dringlichkeit verloren. Dieser Rückgang dürfte sich durch die verminderte Zuwanderung erklären: Kamen 2013 noch 81 084 Menschen in die Schweiz, wird die Nettoeinwanderung für 2017 voraussichtlich auf 55 000 Personen sinken. Zudem ging die Berichterstattung zu diesem Thema zurück.

Die Befragten befürworten dennoch eine Einschränkung oder zumindest eine Kontrolle der Einwanderung. Obschon es kein vorrangiges politisches Ziel ist [Abb. 2], unterstützen mehr als drei von vier Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern Ausländerkontingente, in der Romandie sind es gar 91%. Vermutlich fehlt der Thematik die Dringlichkeit, weil die Zuwanderung ohnehin abgenommen hat. Die Befragten wünschen sich eine Priorisierung anderer Dinge, allen voran das Angehen der AHV-Frage (24%). Dies wiederum passt zur obigen These, dass die verstärkte Sorge um die Rente nicht allein auf die Abstimmung zurückzuführen sei. Interessant ist, dass als zweites Ziel «Familie und Beruf» (14%) genannt wird. Eine bessere Koordination und Organisation von Privatleben und Arbeit scheint dem Elektorat ein grosses Anliegen zu sein. Und die Befragten meinen, die Politik müsse dabei helfen.

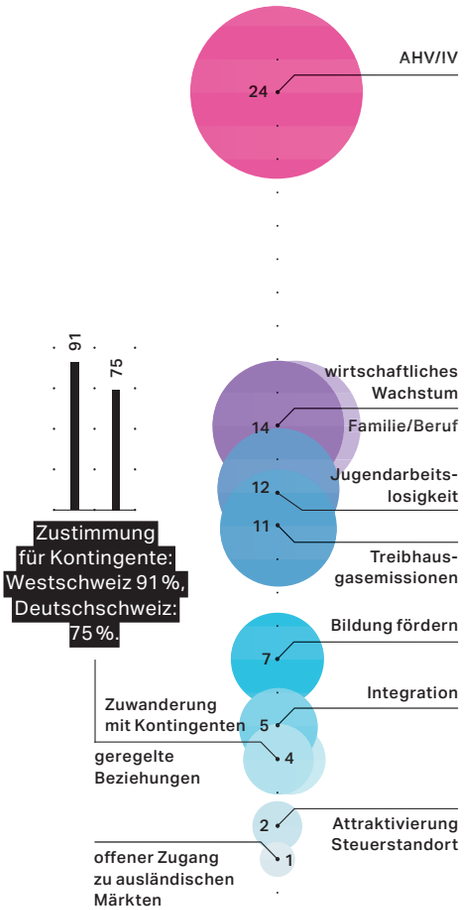
Zuletzt etwas Bad News: Die Schweizerinnen und Schweizer schätzen die ökonomische Situation schlechter ein als vor Jahresfrist. 24% glauben, die allgemeine wirtschaftliche Lage habe sich im vergangenen Jahr verschlechtert, demgegenüber finden nur 17%, sie habe sich verbessert [Abb. 3]. Es gibt allerdings noch keinen Grund zur Sorge, 2011 meinten noch 36%, es komme schlechter. Der Ausblick sieht auch etwas getrübt aus: 23% schätzen, die Lage werde sich weiter verschlechtern – nur 17% denken, morgen komme es besser. Bei beiden Fragen hat der Anteil pessimistischer Antworten im Jahresvergleich stark zugenommen (6 Prozentpunkte beim Blick zurück, 9 beim Blick nach vorn), wenn auch eine absolute Mehrheit eine gleich gebliebene Lage wahrnimmt und auch für das nächste Jahr keine klare Entwicklung in die eine oder andere Richtung erwartet.

Die eigene wirtschaftliche Lage wird ebenfalls weniger gut bewertet als im Vorjahr, und auch hier fällt der Ausblick pessimistischer aus als in der Vergangenheit: 14% der Befragten denken, es komme schlechter – doppelt so viele wie letztes Jahr und so viele wie noch nie seit 1995. Anders als bei der Einschätzung der Allgemeinlage überwiegt der Optimismus hier aber noch leicht: 17% der Schweizer Stimmbevölkerung glauben, es komme besser, und die Mehrheit denkt, es bleibe gleich. (*sib*) ●

2

Reformnot

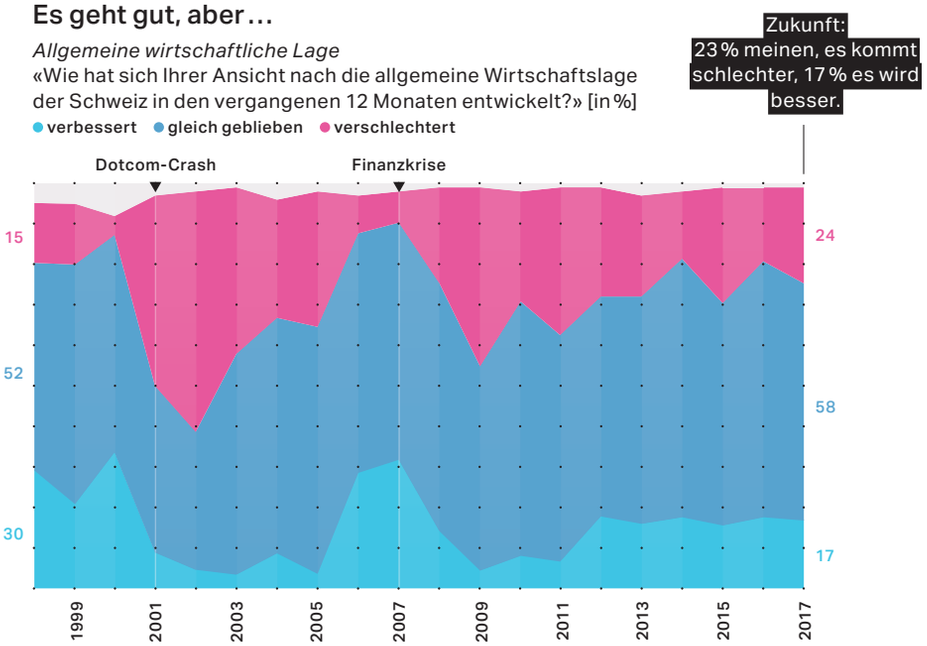
Prioritätenliste
«Von diesen politischen Zielen, welches hat für Sie die höchste Priorität?» [in %]



3

Es geht gut, aber …

Allgemeine wirtschaftliche Lage
«Wie hat sich Ihrer Ansicht nach die allgemeine Wirtschaftslage der Schweiz in den vergangenen 12 Monaten entwickelt?» [in %]



«Ich möchte nicht nur vom Staat leben. Bei einer Arbeit weiss man, wieso man am Morgen aufsteht. Das ist besser, als zu Hause zu bleiben oder herumzulungern. Am liebsten wäre ich Lokomotivführer geworden.»

MICHAEL HOFER, 37, WINTERTHUR
«Surprise»-Verkäufer

1 von 135 578

Arbeitslosen

«Kürzlich wurde an der Gemeindeversammlung darüber abgestimmt, ob die Stadtpolizei in die Kantonspolizei integriert werden soll. Über 400 von ca. 425 Stimmberechtigten sagten ‹Nein›. Ich denke, das ist ein klares Ergebnis, wie hoch unser Ansehen in der Stadt Solothurn ist. Aber die Arbeit auf der Strasse hat sich verändert, Gewalt und Drohung nehmen zu.»

ROLF TSCHUDIN, 38,
SOLOTHURN
Stadtpolizei Solothurn

1 von 18 300

Polizistinnen und Polizisten

2

Die Vertrauenslandschaft

Die Schweizer Institutionen bleiben beliebt, aber büssen an Vertrauen ein – bis auf das Bundesgericht und die grossen diesjährigen Gewinner: die Banken.

● Die Schweizer glauben an ihre Institutionen wie kaum ein anderes Volk. 60% vertrauen dem Bundesrat, während das Vertrauen in die Landesregierungen in der OECD insgesamt durchschnittlich bei 42% liegt. Das Vertrauen ist hoch, aber es hat dieses Jahr einen Dämpfer erhalten: Von den 20 erstplatzierten Institutionen haben 18 an Vertrauen eingebüsst – nach jahrelanger allgemeiner Zunahme [Abb. 4].

Verlierer gibt es viele: Die Nationalbank und die Armee haben mit je minus 10 Prozentpunkten am stärksten an Vertrauen verloren, gefolgt von den Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen (minus 9 und minus 6 Prozentpunkte). Diese markanten Rückgänge könnten auf ein generell gestiegenes Misstrauen der Bevölkerung gegenüber den Institutionen hindeuten. Studienleiter Lukas Golder erläutert: «Über die Institutionen wurde in letzter Zeit weniger positiv berichtet, Stichworte sind: die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative, die Debatte um fremde Rich- ›

4

Woran wir glauben

Vertrauen in Institutionen
«Sagen Sie mir bitte anhand dieser Skala, wie gross Ihr persönliches Vertrauen in jede dieser Institutionen ist.» [in %]
■ Vergleich Vorjahr

ter und generell die viel diskutierte Polarisierung der Politik.»

Man kann auch über die einzelnen Akteure spekulieren: Sind die Befragten der Meinung, die Nationalbank habe zu stark interveniert, um den Schweizer Franken zu schwächen? Oder sie habe im Gegenteil zu wenig interveniert? Leidet das Vertrauen in die Armee aufgrund der verlorenen Kampfflugzeug-Abstimmung (2014)?

DER FAKE-NEWS-FAKTOR?

Interessant ist, dass der ganze Medienblock (Fernsehen, Radio, Gratis- und Bezahlzeitungen) zwischen 5 und 6 Prozentpunkte an Vertrauen eingebüsst hat. Das könnte ein Resultat der Fake-News-Debatte sein: Unter anderem rund um die Präsidentschaft von Donald Trump wurde und wird der Wahrheitsgehalt der Medienberichterstattung heftig diskutiert. Ein weiterer Grund könnte die zunehmende Fragmentierung des Medienkonsums sein respektive der Einflussverlust der klassischen Leitmedien.

Doch nun zu den (wenigen) Gewinnern: Angeführt wird die Vertrauensrangliste zum dritten Mal in Folge vom Bundesgericht (plus 1 Prozentpunkt gegenüber 2016). Dahinter gibt es aus Sicht des Finanzplatzes einen erfreulichen Aufsteiger: Die Banken machten einen Sprung vom 13. auf den 2. Rang, der Zuspruch stieg von 57 auf 61% an – keine andere Institution gewann mehr Vertrauen. Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, die Direktorin des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) [siehe Seite 68], kommentiert dieses Resultat so: «Die Banken haben seit der Finanzkrise sehr viel unternommen. Sie haben aktiv an Regulierungen mitgearbeitet, die Steuerdiskussionen angetrieben und ihr Geschäft sicherer gemacht. Das ist eine gute Entwicklung und wird honoriert.»

WIR SIND SCHWEIZER

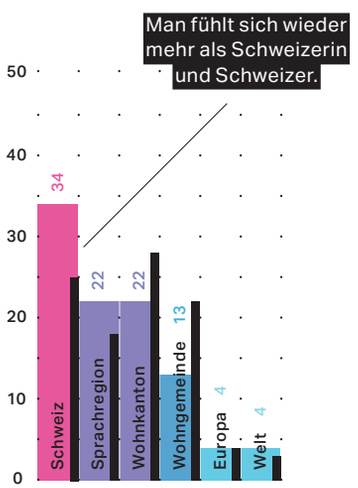
Zum guten Abschneiden der Banken passt, dass die Schweizerinnen und Schweizer grundsätzlich das Gefühl haben, Firmen würden einen besseren Job machen als früher: 57% der Befragten meinten 2003 noch, die Wirtschaft versage oft, jetzt sind es noch 23%. In der gleichen Zeitspanne verbesserte sich auch das Zeugnis der Politik: 53% meinten 2003, die Regierung und Verwaltung versage oft, heute sind es noch 24% [Abb. 6].

Das Vertrauen in die Institutionen mag etwas unter Druck gekommen sein, doch das tut der nationalen Kohäsion keinen Abbruch. Im Gegenteil. Fragt man, welcher geografischen Einheit sich die Befragten am meisten zugehörig fühlen, nennen 34% die Schweiz. Dies sind so viele wie noch nie und gleichzeitig 9 Prozentpunkte mehr als im letzten Jahr [Abb. 5]. Sprachregion und Wohnkanton (beide 22%) sind über die Jahre mehr oder weniger konstant geblieben, aber die Wohngemeinde hat viel an Bedeutung verloren. Lange führte sie die Tabelle mit bis zu 44% (2011) an – heute fühlen sich noch 13% der kleinsten politischen Einheit der Schweiz am stärksten zugehörig. (*sib*) ●

5

Land schlägt Region

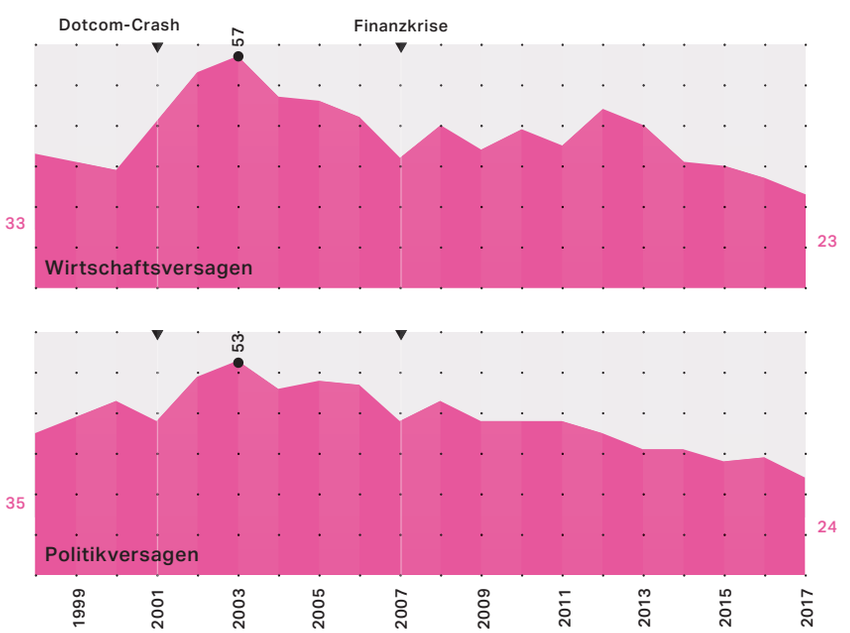
Zugehörigkeit
«Welcher dieser geografischen Einheiten fühlen Sie sich in erster Linie und in zweiter Linie zugehörig?» [in %]
■ Vergleich Vorjahr



6

Applaus für Wirtschaft und Politik

Wirtschaftsversagen / Politikversagen
«Haben Sie das Gefühl, die Wirtschaft versage in entscheidenden Dingen?» [in %]
● oft

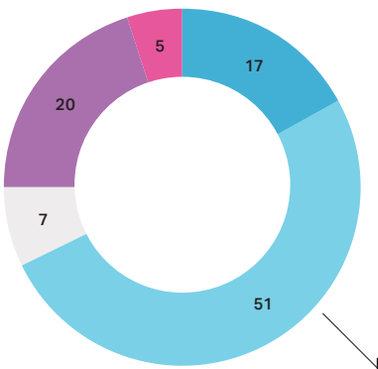


7

Ist länger auch besser?

Gesellschaftliche Auswirkungen
«Der medizinische und technische Fortschritt führt dazu, dass Menschen immer länger leben. Wie beurteilen Sie die damit verbundenen gesellschaftlichen Auswirkungen?» [in %]

begrüsse ich sehr · begrüsse ich eher · weiss nicht/keine Antwort · begrüsse ich eher nicht · begrüsse ich überhaupt nicht



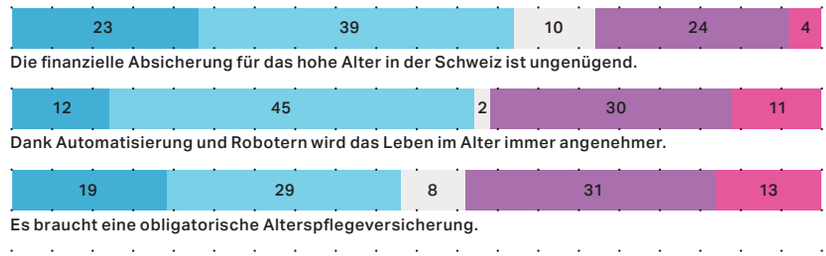
Alle unter 70 Jahren begrüssen das lange Leben mit 67 % und mehr. Bei den Über-70-Jährigen sind es nur noch 55 %.

8

Geld, Automatisierung, Versicherung

Meinungen rund ums Altern
«Man hört verschiedene Argumente zum Thema Altern – sagen Sie mir bitte, ob Sie mit diesen Aussagen sehr einverstanden … sind.» [in %]

sehr einverstanden · eher einverstanden · weiss nicht/keine Antwort · eher nicht einverstanden · überhaupt nicht einverstanden



Alte gegen das Alter

Die gesellschaftlichen Auswirkungen des langen Lebens werden nicht immer unkritisch beurteilt, speziell von älteren Menschen.

● Wie in den meisten industrialisierten Ländern wird auch die Bevölkerung in der Schweiz immer älter: 1900 waren weniger als 200 000 Menschen über 65 Jahre alt, heute fast anderthalb Millionen. Somit hat sich diese Bevölkerungsschicht in den letzten knapp 120 Jahren mehr als versiebenfacht, während sich die Gesamtbevölkerung im gleichen Zeitraum nur etwas mehr als verdoppelte.

Verändert sich die Bevölkerungspyramide so stark, müssen einerseits die Vorsorgewerke angepasst werden [siehe Kapitel 1, Seite 55], andererseits wird das Zusammenleben neu definiert. Im diesjährigen Sorgenbarometer wurde gefragt: «Wie beurteilen Sie die gesellschaftlichen Auswirkungen des längeren Lebens?» Nicht ganz überraschend freut sich eine grosse Mehrheit über diese (breit definierten) Auswirkungen (68 % Zustimmung), aber trotzdem findet doch einer von vier Befragten, er oder sie begrüsse die gesellschaftlichen Veränderungen eher oder überhaupt nicht [Abb. 7].

ROBOTER WILLKOMMEN

Und schaut man die Antworten nach Altersgruppen an, wird das Resultat noch überraschender: Befragte unter 70 Jahren begrüssen die gesellschaftlichen Auswirkungen des längeren Lebens durchwegs, mit 67 % Zustimmung und mehr. Von den Befragten über 70 aber freuen sich nur 55 % darüber, 35 % hingegen eher nicht oder überhaupt nicht. Was könnten die Hintergründe dazu sein? Vielleicht finden die älteren Befragten, die Gesellschaft habe sich ihren Bedürfnissen nicht genügend angepasst? Oder stehen sie selbst der Verlängerung des Lebens nicht so positiv gegenüber wie die Jüngeren, die (allzu) rosige Vorstellungen vom verlängerten Lebensabend haben?

Die Studie stellte weitere Fragen zum langen Leben, die Antworten lassen aufhorchen [Abb. 8]: So sind 62 % der Meinung, die finanzielle Absicherung im Alter sei in der Schweiz ungenügend. Das deckt sich mit dem Sorgenbarometer-Resultat dahin gehend, dass die Befragten bei der AHV den grössten Reformbedarf ausmachen. Auch eine OECD-Studie kommt zum Schluss, dass das Alterseinkommen in der Schweiz für viele Rentner im europäischen Vergleich relativ gering ausfällt – was allerdings auch mit Kapitalbezügen der 2. Säule zu tun hat.

Heute ist die Alterspflegeversicherung in der Schweiz freiwillig. Laut Sorgenbarometer finden 48 % der Schweizerinnen und Schweizer, es brauche eine obligatorische Alterspflegeversicherung. Da weitere 8 % der Befragten hierzu keine Stellung nahmen, hätte ein solcher Vorstoss an der Urne allenfalls gute Chancen.

Zuletzt eine optimistische Aussicht: 57 % sind überzeugt, das Leben im Alter werde durch die Automatisierung und Roboter immer angenehmer. (*sib*) ●

«Die Schweiz ist moderner denn je»

Dominique de Buman, der neue höchste Schweizer, über seine Sorgen um das Land, die Bedeutung des nationalen Zusammenhalts und seine Ziele als Nationalratspräsident.

Von Manuel Rybach

● *Die Schweizerinnen und Schweizer sorgen sich am meisten um Arbeitslosigkeit und AHV sowie Ausländerinnen und Ausländer. Wo orten Sie persönlich die wichtigsten Probleme des Landes?*
Ich verstehe die Sorgen der Bevölkerung. Als Politiker sehe ich allerdings andere drängende Probleme. An erster Stelle steht für mich ganz klar die Gesundheitsversorgung: Bis jetzt habe ich noch keinen Vorschlag gehört, wie man die steigenden Prämien der Krankenkassen in den Griff bekommt. Im Gegenteil, die Doppelspurigkeiten zwischen Bund und Kantonen sind frappant, besonders bei der teuren Infrastruktur der Spitäler. Unangenehme Fragen kommen auf uns zu. Was ist ein lebenswürdiges Leben? Wie weit sollen lebenserhaltende Massnahmen gehen? Wird man den Zugang zur Pflege einschränken müssen?

Welche weiteren Sorgen haben Sie?
Der Umweltschutz beschäftigt mich sehr respektive die Frage nach dem Umgang mit der Erderwärmung. Dies ist ein globales Problem, das aber auch uns etwas angeht. Und zuletzt frage ich mich, welche Beziehungen die Schweiz mit der Welt und insbesondere mit Europa künftig pflegen soll. Darauf haben wir noch keine schlüssige Antwort gefunden.

Die Sorge um die AHV hat sprunghaft zugenommen. Ist das allein auf die Berichterstattung im Vorfeld der Abstimmung um die Altersvorsoge diesen September zurückzuführen?
Die Abstimmung spielt eine Rolle – aber eine Zunahme von 16 Prozentpunkten lässt sich allein damit nicht erklären. Die Bevölkerung realisiert, wie sich die Altspyramide verändert hat. Sogar die Linke akzeptiert heute, dass der Umwandlungssatz sinken muss. Ausserdem spüren die Bürgerinnen und Bürger bei ihren eigenen Bankkonti, wie tief die Zinssätze und damit die Renditen sind. Und vielerorts merkt man, dass Arbeitskräfte fehlen, vor allem gut ausgebildete Fachkräfte – also Beitragszahler. Dieses Bewusstsein war vor fünf Jahren noch nicht vorhanden.

Apropos Langlebigkeit und AHV: Droht der Schweiz aufgrund der Umverteilung von Jung zu Alt ein Generationenkonflikt?
Ich habe die Reform der Altersvorsorge unterstützt. Sie war nicht perfekt, aber jetzt gibt es keinen Plan B. Ich fürchte tatsächlich, dass es zu einem Clash zwischen den Generationen kommen könnte. Der Finanzgraben wird immer grösser und eine Reform in absehbarer Zeit praktisch unmöglich.

68 % geben an, die gesellschaftlichen Auswirkungen des längeren Lebens zu begrüssen. Ist die Langlebigkeit ein Segen für die Schweiz oder überwiegen die dadurch entstehenden Probleme?
Wenn ältere Menschen gesund und fit sind, ist das eine riesige Chance für uns. Beispielsweise dort, wo dank ihrem Einsatz weniger hohe soziale Kosten entstehen, wie in der Kinderbetreuung oder in der Freiwilligenarbeit. Aber auch in der Arbeitswelt selbst: Wir wollen den Inländervorrang, gleichzeitig gibt es einen grossen Fachkräftemangel. Da gibt es nur eine Lösung: Frauen und ältere Men- ›

Dominique de Buman, 61, ist CVP-Nationalrat aus Freiburg und übernimmt 2017/18 das Präsidium der grossen Kammer. Der Jurist bekleidet seit 1986 verschiedene politische Ämter auf lokaler, kantonaler und eidgenössischer Ebene. Ausserdem präsidiert er den Schweizer Tourismus-Verband und die Seilbahnen Schweiz.

«Mein Präsidialjahr möchte ich unter das Motto der Volksnähe und des Dienstes am Volk stellen. Der rote Faden meiner Politik war stets das Engagement für die Mittelklasse und der nationale Zusammenhalt.»

DOMINIQUE DE BUMAN, 61, FREIBURG
Nationalrat

1 von 246

eidgenössischen Rätinnen und Räten

schen müssen besser in den Arbeitsmarkt integriert werden. Wenn jeder eine Rolle in der Gesellschaft hat, ist das auch gut für die nationale Kohäsion.

AusländerInnen und Flüchtlinge/Asyl haben in den letzten zwei Jahren bei der Sorgenwahrnehmung abgenommen. Wie lautet Ihre Interpretation dieses Rückgangs?
Die Anzahl der Einwanderer nahm in diesem Jahr ab, das ist wohl der Hauptgrund. Zudem sind die Bilder des humanitären Dramas auf dem Mittelmeer äusserst präsent. Das Mitleid mit den Flüchtlingen steigt, und man betrachtet sie nicht mehr so stark als «Problem». Darüber hinaus haben die Menschen verstanden, dass eine gewisse Migration unvermeidbar ist. Solange die Entwicklungshilfe nicht richtig funktioniert und die Herkunftsländer wirtschaftlich wenig Fortschritte machen, werden Leute zu uns kommen. In Zukunft noch viel mehr, denn die Geburtenraten in Afrika sind enorm hoch. Wir stehen erst am Anfang dieser Herausforderung.

Eine gegenteilige Entwicklung nahm die Sorge um Verkehr/Neat: Seit 2009 sorgen sich fast viermal mehr Befragte darum. Teilen Sie diese Sorge?
Ja. Der Verkehr in der Schweiz wird immer dichter, die Nutzung der Infrastruktur intensiver. Der öffentliche Verkehr ist überfüllt, die Autobahnen sind verstopft. Das hat mit dem Bevölkerungswachstum zu tun, aber auch mit der zunehmenden Flexibilisierung des Arbeitsmarkts. Arbeitnehmende werden gezwungen, öfter zu pendeln. All das löst keine positiven Gefühle aus.

«Migration: Wir stehen erst am Anfang der Herausforderung.»

Gefragt, wie das Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Union aussehen soll, sagen 60 %, sie wollten die Bilateralen fortsetzen. Letztes Jahr waren es noch 81 %. Wie erklären Sie das?
Ich bin ein Befürworter der Personenfreizügigkeit, sehe aber auch die damit verbundenen Schwierigkeiten. Ich frage mich zunehmend, ob unsere Wirtschaft wirklich auf Gedeih und Verderb stetig wachsen und damit Arbeitskräfte importieren muss. Zudem bin ich mir nicht sicher, ob wir die Ressourcen hier in der Schweiz optimal nutzen. In der Tourismusbranche beispielsweise stammen über 50 % der Angestellten aus dem Ausland. Viele Schweizerinnen und Schweizer sind zu gut qualifiziert für diese Jobs oder wollen sie nicht machen. Ich hoffe, dass sich die angespannte Lage auf dem Arbeitsmarkt durch die Digitalisierung erholt, dank der einfache Aufgaben durch Automation ersetzt werden können.

Im Sorgenbarometer zeigt sich ein grosser Nationalstolz der Befragten. Freut Sie das?
Natürlich. Besonders erfreulich finde ich, dass dies auch für die nächste Generation gilt, wie das Credit Suisse Jugendbarometer im vergangenen Jahr eindrücklich gezeigt hat [siehe Bulletin N° 3/2016, Anm. d. Red.]. Die Jungen reisen viel und realisieren, wie gut wir es hier haben. Es gibt allerdings auch eine Kehrseite: Es drohen Scheuklappen, man schaut nur für sich selbst und vergisst Menschen, denen es weniger gut geht.

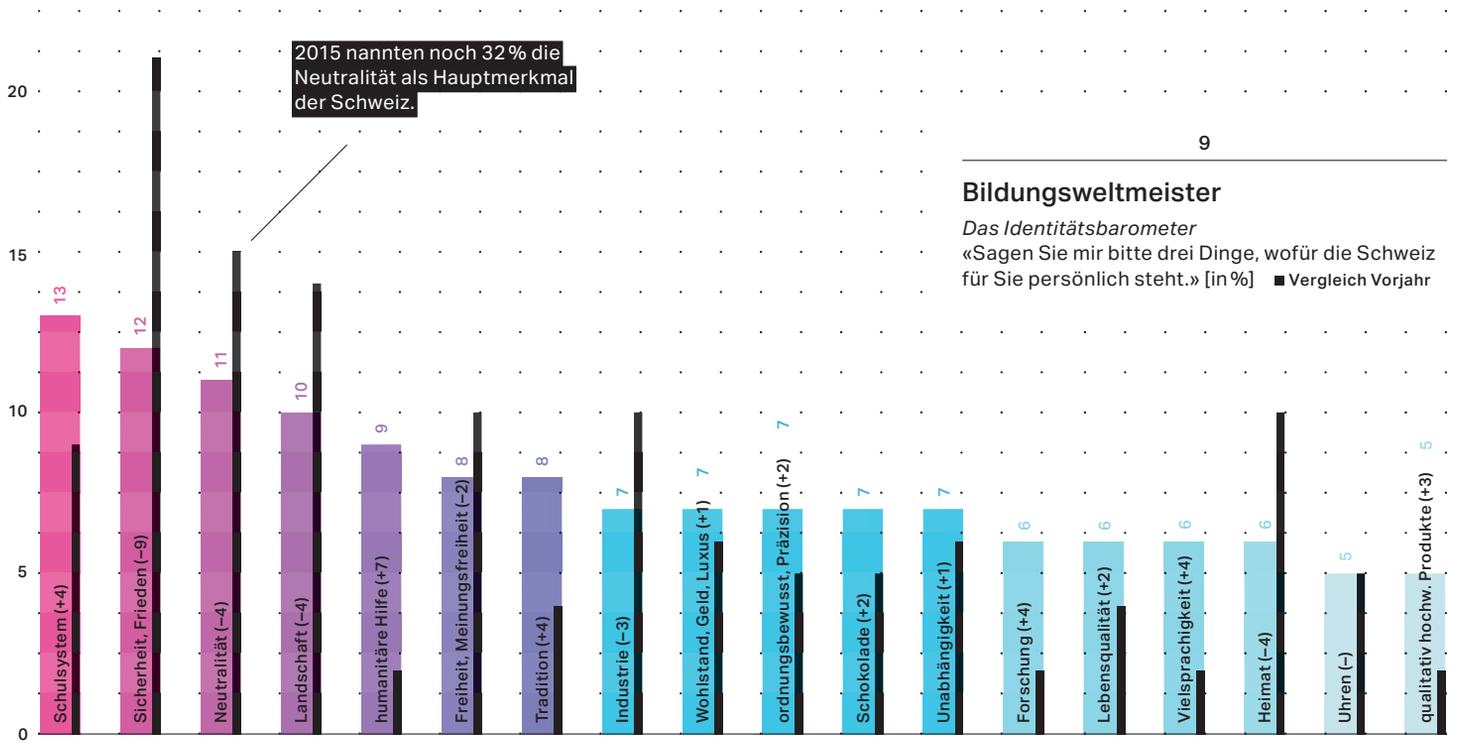
Die Demokratie als Stärke der Schweiz hat an Bedeutung verloren über die letzten Jahre. Warum?
Das System funktioniert, keine Frage. Aber die (Nicht-) Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative war sicher nicht gut für den Glauben und das Vertrauen in die Demokratie.

Trotzdem ist das Vertrauen in die Schweizer Politik sehr hoch und im internationalen Vergleich fast unerreicht.
In der Tat. Unser System beruht auf einer hohen Transparenz, auf regelmässigen Wahlen und Abstimmungen und auf einer grossen Nähe zu den Bürgerinnen und Bürgern. Wir haben ein Milizparlament und sogar den Bundesrat trifft man im Zug. Es gibt keine Politiker-Blase oder -Kaste in der Schweiz. Das spürt die Bevölkerung.

Als Politiker eines zweisprachigen Kantons sind Sie besonders für das Thema «Röstigraben» sensibilisiert. Wo sehen Sie die grössten Herausforderungen bezüglich des nationalen Zusammenhalts?
Als Französischsprachiger bin ich im Kanton Fribourg in der Mehrheit, im Nationalrat aber in der Minderheit. Das prägt einen und lehrt, nie überheblich zu werden: Minderheiten müssen immer respektiert werden – denn schon morgen gehörst du selbst zu einer! Unser Föderalismus ist ein Trumpf, denn niemand muss auf seine Identität verzichten. Die grosse Diversität unserer Willensnation ist eine Chance; in einer mehr und mehr globalisierten Welt ist die Schweiz moderner denn je.

Sie sind der neue Präsident des Nationalrats und damit «höchster Schweizer». Was ist Ihr Ziel für dieses Amt?
Mein Präsidialjahr möchte ich unter das Motto der Volksnähe und des Dienstes am Volk stellen. Der rote Faden meiner Politik war stets das Engagement für die Mittelklasse und der nationale Zusammenhalt. Ich möchte, dass wir wieder besser zusammenleben – das war in letzter Zeit nicht mehr immer der Fall. Das Nationalratspräsidium mag eines der höchsten Ämter des Landes sein, aber man hat keine eigentliche Macht. Es geht nicht darum, etwas für sich persönlich zu erreichen, sondern schlicht, der Bevölkerung etwas zurückzugeben. ●

Die neue Identität



Ein Wandel der nationalen Identität deutet sich an. Neutralität ist nicht mehr das meistgenannte Element. Bildung, Forschung und Internationalität definieren die vorwärtsgewandte, moderne Schweiz.

● Ein zentraler Teil des Sorgenbarometers betrifft jeweils die Fragen rund um die eidgenössische Identität. Wie die Bürgerinnen und Bürger ihr Land definieren, zeigt sich unter anderem darin, was sie als die drei Hauptmerkmale der Schweiz bezeichnen [Abb. 9]. Die Resultate der letzten Jahre zeigen eine starke Veränderung der hiesigen Identität: Einerseits ist diese heterogener geworden, andererseits haben die «klassischen» Identitätsmerkmale wie Neutralität oder Landschaft an Bedeutung verloren.

Zuerst zum Thema Heterogenität: Es gibt zum ersten Mal kein Merkmal, das von 20 % und mehr genannt wird. Die diesjährige Nummer 1, das Bildungssystem, wurde von 13 % der Befragten ausgewählt – das wäre letztes Jahr bloss der vierte Rang gewesen. Generell gruppieren sich die Werte dieses Jahr stärker um den Durchschnitt, es gibt weniger Extremwerte. Man könnte auch sagen: Viele verschiedene Merkmale charakterisieren heute die Schweiz.

Was die Befragten nun zu den Attributen der Schweiz zählen, ist interessant. Das gute Schul- respektive Bildungssystem liegt dabei zum ersten Mal an erster Stelle. Zwar hat diese «Stärke der Schweiz» nur um 4 Prozentpunkte an Zuspruch gewonnen, aber weil viele andere Merkmale weniger oft genannt wurden, machte das Bildungssystem einen Sprung um acht Ränge nach vorn. Die Schweiz wird stärker durch die «Brain Power» definiert, auch «Forschung und Entwicklung» (6 %) werden zur Identität gezählt. Diese Resultate passen zur Positionierung der Schweiz als Hightechland, das aktuell zum siebten Mal hintereinander den Spitzenplatz auf dem Global Innovation Index einnimmt. In den internationalen Rankings zur Lebensqualität schneidet die Schweiz, beziehungsweise schneiden die hiesigen Städte, auch immer gut bis sehr gut ab. Dies widerspiegelt sich in den diesjährigen Resultaten des Sorgen- ›

barometers: Auch hohe Lebensqualität (6%) taucht in der Rangliste der Identitätsmerkmale auf.

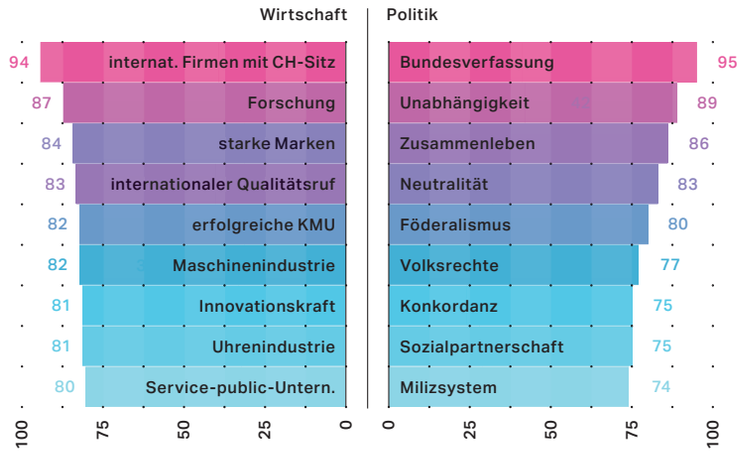
Ebenfalls neu genannt wurde die humanitäre Hilfe (9%). Deren Nennung hat vielleicht mit den Flüchtlingsdramen zu tun, die sich in den letzten Jahren auf dem Mittelmeer und dem Balkan abgespielt haben. Zu den weiteren Aufsteigern gehört das Stichwort Tradition (8%), das zwar 2016 aus der Rangliste gefallen war, aber 2015 (6%) und 2014 (5%) ähnlich oft genannt wurde wie dieses Jahr. Genauso aussagekräftig wie die neue Nummer 1 sind die Absteiger. Diese Merkmale entsprechen vielleicht dem, was man zur klassischen Schweizer Identität zählen würde: Neutralität wurde 2015 von 32% genannt, letztes Jahr von 15%, dieses Jahr von 11%. Ähnlich negativ sieht die Beliebtheitskurve des Merkmals «Sicherheit» aus (19%, 21%, 12%). Und auch «Landschaft» (10%) und «Heimat» (6%) haben über die letzten fünf Jahre kontinuierlich an Bedeutung verloren. Die «direkte Demokratie» wurde in den letzten Jahren immer von knapp 10% der Befragten genannt – dieses Jahr sind es noch 4%.

10

Unser ganzer Stolz

Stolz auf Dinge in Wirtschaft/Politik

«Gibt es bestimmte Dinge, auf die Sie an der schweizerischen Wirtschaft/Politik besonders stolz sind?» [sehr stolz und ziemlich stolz, in %]



EIN LAND FEIERT SICH

Bestätigt wird diese neue Schweizer Identität auch durch jene wirtschaftlichen Aspekte, auf die man sehr oder ziemlich stolz ist [Abb. 10]. Auf den ersten Plätzen liegen: 1. internationale Firmen mit Sitz in der Schweiz, 2. Forschung, 3. starke Schweizer Marken im Ausland, 4. der internationale Qualitätsruf.

Die Rangliste der Dinge aus der Politik, auf die man sehr oder ziemlich stolz ist, wurde seit 2012 immer von der Neutralität angeführt, ähnlich wie die Rangliste der Hauptmerkmale der Schweiz. Nicht so 2017: Auch in dieser Frage zeigt sich eine Verschiebung der Identität. Die Neutralität ist neu auf dem vierten Rang, mit 17 Prozentpunkten weniger Zustimmung als letztes Jahr. Andere Aspekte sehen die Befragten als grössere Stärken des Landes an, zuvorderst die Bundesverfassung, dann die Unabhängigkeit und schliesslich das Zusammenleben.

Nimmt man in beiden Kategorien (Aspekte der Wirtschaft und Aspekte der Politik) nur die «sehr stolz auf…»-Antworten, liegen aber interessanterweise die «klassischen» Merkmale vorn: erfolgreiche KMU (Wirtschaft) und Neutralität (Politik). Diese Merkmale lösen also immer noch sehr starke Gefühle aus, aber nur bei einer eher kleineren Gruppe der Befragten.

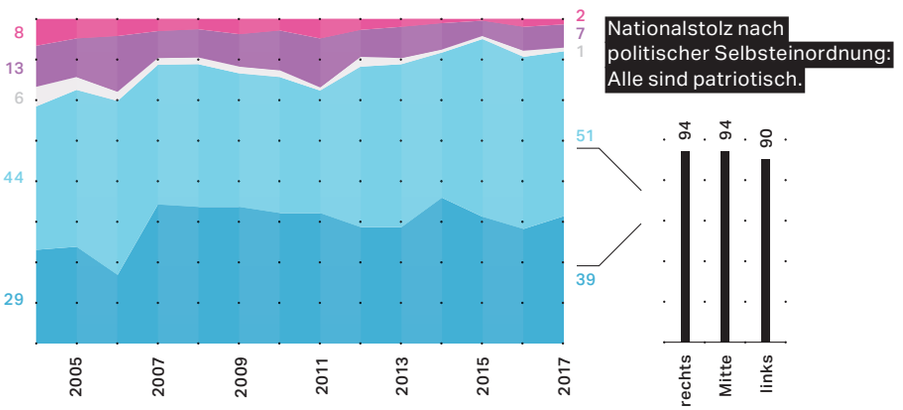
Doch obwohl sich die Identität der Schweiz verändert, nimmt der Stolz auf die Schweiz nicht ab. Im Gegenteil, er hat in den letzten Jahren kontinuierlich zugenommen: 2004 waren 73% der Schweizerinnen und Schweizer stolz oder sehr stolz auf ihr Land, 2010 waren es 82%, heute sind es gar 90% [Abb. 11]. Es scheint, dass diese neue, vorwärtsgewandte Identität, die auf Bildung, Forschung und Internationalität baut, eine breite Basis findet – auch politisch. Waren früher vor allem die Bürgerinnen und Bürger stolz auf die Schweiz, die sich selbst als politisch rechts einordneten, gibt es heute beim Nationalstolz praktisch keinen Unterschied zwischen Rechts-, Mitte- und Links-Sympathisanten. (*sib*) ●

11

Eine Nation feiert sich

Stolz, Schweizer/Schweizerin zu sein

«Zur Schweiz ganz allgemein: Sind Sie stolz, Schweizer/Schweizerin zu sein? Sie sind …?» [in %] ● überhaupt nicht stolz ● eher nicht stolz ● weiss nicht/keine Antwort ● eher stolz ● sehr stolz



«Ich studiere mit ganz verschiedenen Nationen, meistens aus Europa. Auch wenn wir unsere eigene Sprache sprechen und geprägt sind von mehr oder weniger unterschiedlichen Kulturen, verbindet uns doch die Tatsache, dass wir alle aus Europa sind, einem Kontinent so vielfältig und reich an Geschichte.»

PAUL ECKERT, 26, MENDRISIO
Architekturstudent

1 von 246 000

Studentinnen und Studenten

«Schaut man die Entwicklung in der Schweiz an, so sieht man, dass der Strukturwandel in der Vergangenheit zu mehr und nicht zu weniger Arbeit geführt hat. In den letzten 25 Jahren wurden über 800 000 neue Stellen kreiert.»

MARIE-GABRIELLE INEICHEN-FLEISCH, 56, BERN
Direktorin des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco)

1 von 5

Staatssekretärinnen und -sekretären

«Fortbildung wird immer wichtiger»

Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, Direktorin des Staatssekretariats für Wirtschaft, Seco, über die grosse Sorge um die Arbeitslosigkeit, den kommenden wirtschaftlichen Aufschwung und über die Gefährdung des Erfolgsmodells Schweiz.

Von Manuel Rybach

● *Frau Staatssekretärin, Arbeitslosigkeit ist seit Jahren die grösste Sorge der Schweizerinnen und Schweizer gemäss Sorgenbarometer. Können Sie das nachvollziehen?*
Arbeitslos zu werden ist ein Schicksalsschlag für jeden Betroffenen. Deshalb verstehe ich sehr gut, dass dies als grosse Sorge genannt wird. Dass nun die Sorge deutlich abgenommen hat, verdanken wir vermutlich unserer guten Arbeitslosenversicherung. Besonders die Massnahmen zum Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt sind wichtig. Wer die Stelle verliert, wird zumindest unterstützt und hat gute Chancen, wieder in den Arbeitsmarkt integriert zu werden.

Die Arbeitslosenquote ist derzeit tief, aber steht uns angesichts der Digitalisierung das grosse Jobsterben bevor?
Das Seco geht nicht davon aus. Die Digitalisierung ist eine Herausforderung, aber wir betrachten sie mehr als Chance. Schaut man die Entwicklung in der Schweiz an, so sieht man, dass der Strukturwandel in der Vergangenheit zu mehr und nicht zu weniger Arbeit geführt hat. In den letzten 25 Jahren wurden über 800 000 neue Stellen kreiert. Es hat zwar eine Umlagerung vom Industrie- und Landwirtschaftssektor in den Dienstleistungssektor gegeben. Aber es sind doch viele neue Stellen entstanden. Im Ausland fragt man mich immer, wie wir es schaffen, trotz der grossen Herausforderungen die Arbeitslosenquote, namentlich auch bei den Jugendlichen, so tief zu halten.

Wie lautet Ihre Antwort?
Erstens dank unserer zurückhaltenden Regulierung des Arbeitsmarkts. Zweitens sind die Sozialpartner in der Schweiz eng eingebunden. Und drittens erlaubt uns die duale Berufsausbildung, sehr nahe am Markt auszubilden. Die tiefe Rate der Universitätsabgänger wurde früher kritisiert, unterdessen ist unser Bildungssystem mit dem starken Fokus auf die duale Berufsbildung ein wahrer Exportschlager geworden.

Die Digitalisierung erzeugt ganz neue Stellenprofile, für die viele Arbeitnehmer nicht gewappnet sind. Gewisse Kreise fordern daher staatliche Auffangmassnahmen wie etwa ein Grundeinkommen. Haben Sie Verständnis dafür?
Ich verstehe, wenn die Menschen verunsichert sind. An öffentlichen Auffanghilfen gibt es heute neben der Arbeitslosenversicherung die IV und die Sozialhilfe. Und wenn es für jemanden sehr schwierig wird, helfen die Ergänzungsleistungen – da sind wir gut aufgestellt. Sehr wichtig für die Zukunft ist die Weiterbildung. Man sollte, auch wenn man 40, 50 oder 60 Jahre alt ist, die Möglichkeit haben, etwas Neues zu lernen. Hiermit meine ich nicht einfach einen Kurs, sondern eine Fortbildung, die einem wirklich hilft, sich weiterzuentwickeln oder in den Arbeitsmarkt zurückzufinden. Das wird immer wichtiger.

Ist es die Rolle des Staates, diese Programme zur Verfügung zu stellen?
Es ist eine gemeinsame Aufgabe öffentlicher und privater Akteure. Die Firmen wissen am besten, wo die Jobs der Zukunft entstehen und welche Qualifikationen es dafür braucht. Das ist die Stärke des dualen Bildungssystems.

Eine gewisse wirtschaftliche Unsicherheit gibt es für Firmen, weil das Stimmvolk die jüngste Reform der ›

Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, 56, ist Direktorin des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) sowie Direktorin der Direktion für Aussenwirtschaft. Die Juristin hat einen MBA (Insead) und arbeitete unter anderem bei der Welthandelsorganisation (WTO), der Weltbank und bei der Beratungsfirma McKinsey & Co.

Unternehmenssteuer ablehnte, die sogenannte USR III. Wirkt sich dies auf die Konjunktur und den Schweizer Arbeitsmarkt aus?
Es ist schwierig, einen Zusammenhang zwischen einem einzigen Ereignis und der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung herzustellen. Was sich generell sagen lässt, ist, dass die Investitionsaktivitäten der Firmen stark abnehmen, wenn die Unsicherheit zunimmt. Davon ist zurzeit kaum etwas zu spüren. Die Investitionstätigkeit der Firmen stieg im ersten Halbjahr 2017 weiter an. Ich hoffe, der neue Vorschlag für die Steuerreform kommt zügig durch.

USR III oder Masseneinwanderungsinitiative: Es scheint, für die Wirtschaft sei es schwieriger geworden, Volksabstimmungen zu gewinnen.
Vielleicht denken die Wähler, wenn es ihnen gut gehe und die Entwicklung gut sei, dann müsse man keine weiteren Reformschritte unternehmen. Das macht mir grosse Sorgen. Wir dürfen uns nicht auf den Lorbeeren ausruhen, das wäre sehr gefährlich.

Bei der Frage, ob die Zuwanderung positiv oder negativ sei für die Wirtschaft, sind die Befragten fast 50:50 gespalten.
Ich hoffe, dass wir mit der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative den Bürgern gezeigt haben, dass die Schweiz keine unbegrenzte Einwanderung zulässt. Gleichzeitig mache ich mir Sorgen, dass uns Fachkräfte fehlen werden. In den letzten Jahren war die Zuwanderung von der Wirtschaftsentwicklung abhängig. Wenn es der Wirtschaft gut geht, kommen auch mehr Menschen in die Schweiz und umgekehrt. Ich hoffe, das ist auch in Zukunft noch möglich.

62 % geben an, die finanzielle Absicherung im Alter sei ungenügend.
Unser Drei-Säulen-Prinzip gewährleistet eine angemessene Existenzsicherung. Und wenn nötig, gibt es auch noch Ergänzungsleistungen. Viele ältere Menschen in der Schweiz haben ein Vermögen angespart. Das Armutsrisiko hat sich in den vergangenen Jahrzehnten verlagert, weg von den älteren Menschen hin zu anderen Gruppen wie alleinerziehenden Frauen. Deshalb sind auch Schulen so wichtig, in denen Kinder den ganzen Tag betreut werden, sodass die Mütter arbeiten können. Erwerbstätigkeit ist immer noch das beste Mittel gegen Armut.

In den letzten vier Jahren hat das Vertrauen in Banken um 15 Prozentpunkte zugenommen. Ihre Erklärung?
Die Banken haben seit der Finanzkrise sehr viel unternommen. Sie haben aktiv an Regulierungen mitgearbeitet, die Steuerdiskussionen angetrieben und ihr Geschäft sicherer gemacht. Das ist eine gute Entwicklung und wird honoriert.

Wie beurteilen Sie die Zukunft des Erfolgsmodells Schweiz? Wo sehen Sie es bedroht?
Erstens stört mich die angesprochene Reformmüdigkeit. Gerade die Sozialsysteme müssten dringend nachhaltig gesichert werden. Zweitens beschäftigt mich der Protektionismus beziehungsweise die generelle Zurückhaltung gegenüber offenen Märkten und der Globalisierung. Der Aussenhandel ist für die Schweizer Wirtschaft sehr bedeutend, unsere Firmen verdienen einen beträchtlichen Anteil ihrer Einnahmen im Ausland. Wenn wir diesen Zugang zu anderen Märkten nicht mehr oder nur eingeschränkt haben, ist das ein Problem. Nicht nur für die grossen Unternehmen, sondern vor allem auch für die KMU, die oft bis zu 90 % exportieren. Drittens mache ich mir Sorgen wegen der Produktivitätsentwicklung. Gerade binnenorientierte Sektoren, die nicht direkt dem Wettbewerb ausgesetzt sind, müssen leistungsstärker werden. Ich denke an Gebiete wie Gesundheit, Bildung oder Landwirtschaft.

Was muss getan werden, damit das Land weiter prosperiert?
Die guten Rahmenbedingungen müssen erhalten und wenn möglich weiter verbessert werden. Wir müssen den Arbeitsmarkt flexibel halten, eine gute Ausbildung

«Die Banken haben seit der Finanzkrise sehr viel unternommen.»

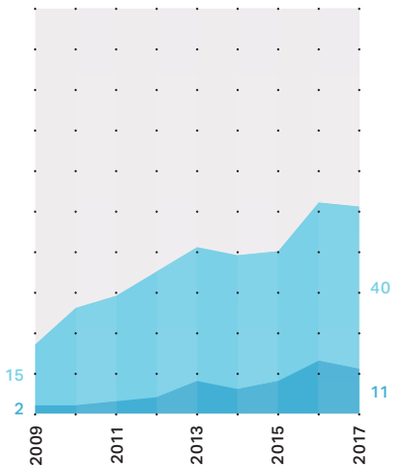
sicherstellen, und unser Steuersystem muss ausgewogen bleiben. Ausserdem gilt es, den Staatsfinanzen Sorge zu tragen und in die Infrastruktur zu investieren. Nicht nur bei den Strassen und Bahnen, sondern auch im digitalen Bereich. Bundesrätin Doris Leuthard warnte kürzlich, dass die Wirtschaft leide, wenn wir die Umstellung auf die nächste Mobilfunkgeneration 5G verpassen. Und nicht zuletzt müssen wir auch unsere Beziehung zur EU pflegen und weiterentwickeln.

Werden nicht andere Märkte wie China oder Indien immer wichtiger?
Natürlich. Aber die EU wird auch in den nächsten zehn Jahren unser wichtigster Handelspartner bleiben. Das kann nicht durch andere Freihandelsabkommen aufgewogen werden. ●

12

Wir sind immer beliebter

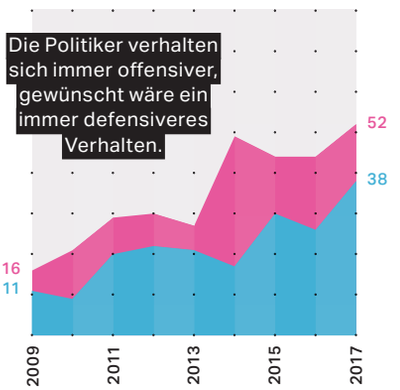
Ansehen der Schweiz
«Wie hat sich das Image der Schweiz im Ausland in den letzten 12 Monaten verändert?» [in %]
● eher besser ● viel besser



13

Gewünschtes vs. tatsächliches Verhalten

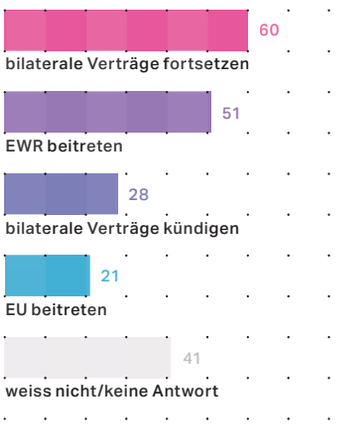
Verhalten gegenüber Ausland
«Wie verhält bzw. sollte sich die Schweizer Politik gegenüber dem Ausland verhalten?» [in %]
● Politik verhält sich eher/ sehr offensiv (tatsächlich)
● Politik sollte sich eher/ sehr defensiv verhalten (gewünscht)



14

Populäre Bilaterale

Verhältnis zur EU
«Wie soll das zukünftige Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU aussehen?» [in %, 1. und 2. Priorität addiert]



Goldener Status quo

Grosse Unterstützung für die bilateralen Verträge, aber: Es gibt eine mehrheitsfähige Alternative. Der Ruf der Schweiz im Ausland hat sich verbessert, von Politikern wird mehr Zurückhaltung gefordert.

● Eine der wichtigsten Fragen für ein kleines Land ist: Wie arrangiere ich mich mit den angrenzenden Staaten? Die Schweiz hat mit ihren achteinhalb Millionen Konsumenten einen (zu) kleinen Absatzmarkt, umso wichtiger ist der Zugang zu ausländischen Konsumentinnen und Konsumenten. Die Pharmafirma Novartis beispielsweise generiert gerade einmal 2 % des Umsatzes im Heimmarkt.

Der mit Abstand wichtigste Handelspartner der Schweiz ist die Europäische Union, wohin über die Hälfte der Exportgüter gehen (zum Vergleich: Vereinigte Staaten 15 %, China 5 %). Gefragt, welches Verhältnis sich die Befragten zur EU wünschen, sagen 60 %, sie unterstützten eine Fortsetzung der bilateralen Verträge [Abb. 14]. Dieser Wert war letztes Jahr in die Höhe geschossen (81 %), vielleicht als Reaktion auf die Diskussion um die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Die aktuelle Zustimmung ist vergleichbar mit 2014 (66 %) und 2015 (60 %).

Der Status quo ist also breit gestützt. Interessant ist gleichzeitig, dass mehr als einer von vier Befragten die Verträge kündigen möchte. Und noch höher ist die Zustimmung zu einem EWR-Beitritt, der mit 51 % sogar knapp mehrheitsfähig wäre. Es gibt also, aus Sicht der Befragten, eine Alternative zu den bilateralen Verträgen. Keine Chance hätte der EU-Beitritt, der nur von 21 % unterstützt wird.

ALLE SIND PATRIOTISCH

Eine Schere zwischen Regierung und der Bevölkerung tut sich auf, wenn man fragt, wie sich die Schweizer Politik gegenüber dem Ausland verhält (immer offensiver) und welches Verhalten gewünscht wäre (immer defensiver) [Abb. 13]. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass die Befragten meinen, das Ansehen der Schweiz im Ausland sei über die letzten Jahre immer besser geworden [Abb. 12], und nicht möchten, dass die gute Reputation der Schweiz nun durch zu forsches Gebaren gefährdet wird. Die Schweizerinnen und Schweizer sind äusserst stolz auf ihr Land und die neue nationale Identität ist eng mit einer globalen Welt verknüpft [siehe Seite 65] – umso bedeutender sind die nachbarschaftlichen Beziehungen, und die sollen nicht gefährdet werden. *(sib)* ●

«Ich wünsche ihr die Freiheit, dass sie ihre Meinungen und Gedanken äussern kann, ohne ein Blatt vor den Mund nehmen zu müssen. Und auch die Möglichkeit, sich und ihre Talente uneingeschränkt nach ihrem eigenen Willen entfalten zu können.»
LYNN THAO KÄLIN, 1 JAHR, ZÜRICH
(Mutter Ut Nguyen)
1 von 87 883
Geburten im Jahr 2016

Mehr als eine Spende...

Ein Neubeginn für Menschen, die sich aus der Armut befreien wollen.

Ein Leben in Würde für Menschen, die einer sinnvollen Tätigkeit nachgehen möchten.

Der Weg in eine Zukunft mit Perspektiven.

Dank der Unterstützung der Credit Suisse kann
FINCA Millionen hart arbeitender Menschen in
21 Ländern Zugang zur Mikrokrediten, Sparkonten
und anderen wichtigen Finanzdienstleistungen verschaffen.

Wir danken der Credit Suisse, dass sie Unternehmer auf dem Weg in ein besseres Leben unterstützt. Herzliche Gratulation zu 15 Jahren Engagement im Bereich Mikrofinanz!

FINCA.org | @FINCA | FINCAInternational

FINCA®

Foto: Julia Maria Ixchop Us De Ventura, FINCA-Kundin in Guatemala.

DIE SCHWEIZER
WOHNHAUS ARCHITEKTEN

ARCHITEKTUR EINFAMILIENHAUS MEHRFAMILIENHAUS UMBAU/RENOVATION

Wir bauen nach Ihren Vorstellungen Ihr individuelles Traumhaus!

Lassen Sie sich persönlich beraten - wir freuen uns auf Sie!

BAUTEC

BAUTEC AG ■ www.bautec.ch ■ info@bautec.ch ■ 032 387 44 00